

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Halm im Roggenfeld

Von Richard Gäng

Das Roggenfeld stand hoch und grün
und wellte weich im Morgenwind,
da sprach ein Halm mit heißem Mühn:
„Hier bin ich nur, was alle sind.
Ich wollte gerne größer sein
und golden leuchten, ich allein.“

Er reckte sich auf seine Zeh'n
und zog das Hälschen länger noch.
Da sah er einen Bruder steh'n
auf einer Wiese, groß und hoch.
Da dachte er und staunte hin:
„Das ganze Gras bewundert ihn!“

Da stob ein Sturm durch Feld und Wald
und bog die Bäume tief herab.
Der Halm im Grase knickte bald,
der Roggen wogte auf und ab.
Der Roggen kämpfte Mann an Mann,
stand dicht zusammen und gewann.

Die Schicksalskugel / Von Friedrich Schnad

Jedermann macht gerne ein Spielchen.
Salander bevorzugte das Billard.
Er war ein junger, gebildeter Kaufmann,
sportlich geübt, ebenmäßig gewachsen, gut
gekleidet und der Sohn wohlhabender
Eltern. Sonntags ging er meist zu sei-
nem Freund Marzell, um eine Partie
Billard zu spielen. Wenn er den Stod
zum Turnier ansah, dessen Kampflärm
der Zusammenprall der Kugeln und das
schleifende Wesen der Kreide am Queue
waren, erwartete der nicht weniger er-
probte Marzell eine lange, meisterhafte
Serie von Treffern seitens seines Freun-
des. Das Billard stand im oberen Stod
des Hauses, die Freunde spielten, da der
Tag warm war, bei offenem Fenster.
Bald zeigte sich jedoch, daß Salander
heute nicht wie sonst die geübte Hand
hatte, und als jetzt die Kugel über das
grüne Tuch hinschoß, war das beliebte
Sonntagnachmittagspiel auch schon zu
Ende, und ein anderes begann.

Die Kugel prallte gegen die zweite
Kugel und aus dem Feld. In einem
flachen Bogen hüpfte sie gegen das Fen-
ster, schlug auf und sprang in die Tiefe.

„Durch das Dach der Glasveranda
von Sartorius!“ rief Marzell. Salander,
flink herantretend, sah das durchlöcher-
te

Dach der Glasveranda vom untern Stod
des Nebenhauses. Die Unglücks-
kugel lag bereits auf dem Teppich —
niemand hätte ahnen können, was
nun geschah.

Die Bewohnerin der Nachbarvilla,
Frau Sartorius, war eine alte, fränkliche
Dame. Ihre Nichte, Fräulein Lindner,
lebte mit ihr und betreute sie. Sie pfleg-
ten ihren Nachmittagskaffee bei schönem
Wetter auf der Veranda einzunehmen.
Der Tisch stand gedeckt und die kleine
Kaffeemaschine bereit. Kaum hatte die
Kugel das Glasdach durchgeschlagen, ver-
schwand die weiße Kasse der alten Dame.
Sie hatte sich das Fell am Fenster ge-
wärmt und ein wenig geschlafen. Beim
Schlag der Kugel und den rasselnden
Scherben war sie erschreckt aufgesprun-
gen und blindlings über den Tisch hinweg-
geegelt. Eine Tasse fiel herunter, die be-
reits in Gang befindliche Kaffeemaschine
stürzte um. Die beiden Beobachter über-
sahen alles mit einem Blick. Und ehe sie
recht begriffen, was sich eigentlich abge-
spielt hatte, war das größere Unglück auch
schon geschehen. Der brennende Spiritus
der Kaffeemaschine ergoß sich über die
Tischdecke und setzte sie in Brand. Um
das Unglück aber noch zu vergrößern,
wehte der leichte Luftzug die Gardine

gegen den Tisch — eine züngelnde Flamme flog an dem Stoff hoch, ein entsetzter Schrei erscholl.

Wie auf ein Zeichen rannten die zu Tode erschrockenen Spieler aus dem Zimmer und hinunter, den Frauen zu helfen. Zum Glück stand die Haustüre offen. Sie pochten an eine Tür und drangen ein. Das junge Mädchen beugte sich über die alte Dame, die in einem Sessel ohnmächtig zusammengebrochen war. Mit ein paar Schritten stürzten sie in die Veranda, wo das Feuer knisterte, rissen die Teppiche zur Seite, setzten die Gardinen herunter, warfen den brennenden Sessel zum Fenster hinaus in den Garten, sicherten die umgefallene Kaffeemaschine — diese Unheilskonstruktion! — und klatschten endlich mit nassen, vom verstorbenen Hausmädchen herbeigebrachten Lappen die letzten Flammen aus. Dank dem schnellen Zugreifen konnten die Freunde das Schlimmste verhüten, der Schaden hielt sich in Grenzen. Salander hob den Unglücksball auf und steckte ihn ein. Inzwischen hatte das Fräulein Lindner mit Unterstützung des Hausmädchens die Ohnmächtige in das Schlafzimmer verbracht. Man hörte, wie sie jetzt mit dem Arzt telefonierte, gleich darauf trat sie ins Zimmer, sich für die Hilfeleistung der beiden Herren zu bedanken. Salander bedauerte unendlich sein Mißgeschick. Es sei ein unglücklicher Zufall gewesen . . .

Sie schien nicht zu verstehen. Hoffentlich, meinte sie, ist es mit der Tante nicht zu schlimm! Marzell sprach ihr beruhigend zu. Salander, ebenso von seinem Mißgeschick verwirrt, wie von dem Anblick des schönen Mädchens bezaubert, stotterte eine Erklärung. Für jeden Schaden käme er auf. Erstaunt blickte ihn das Mädchen an, sie schien noch immer nicht zu begreifen. Da erzählte er von der Kugel, der Kaze, der Kaffeemaschine . . . Marzell lächelte; er fand seinen Freund merkwürdig erregt. Das Mädchen aber zeigte mit einemmal einen andern Ausdruck, ein unwilliger Zug erschien in ihrem Gesicht, während Salander die Kugel vorwies und auf das Glasdach hindeutete. Sie nickte kühl, wandte sich ab und verschwand.

„Verabschiedet!“ meinte Marzell. „Die Feuerwehrleute können abziehen.“ Wie Buben, die ein schlechtes Gewissen haben, verließen sie das Haus. „Spielen wir weiter!“ schlug Marzell vor. Salander



Das junge Mädchen beugte sich über die alte Dame, die in einem Sessel ohnmächtig zusammengebrochen war.

erwiderte: „Mir ist die Luft dazu vergangen. Diese verwünschte Kugel! Ist sie nicht entzündend?“ — „Wer, die Kugel?“ rief Marzell. — „Unsinn!“ entgegnete Salander. „Deine alberne Kugel . . .“ — „Nun ist meine arme Kugel schuld! Mein Lieber: zuerst steckst du ein Haus in Brand, dann fängst du selber Feuer. Das mußt du aber ohne meine Beihilfe löschen. Fräulein Lindner ist verlobt. Bezahle und verzichte!“

Das Bild des schönen Mädchens, das wie von Flammen umgaukelt war, wich nicht aus Salanders Vorstellung. Am Abend erkundigte er sich nach dem Befinden von Frau Sartorius. Die Auskunft klang ungünstig: sie habe einen Schlaganfall erlitten. So war also die Unglückskugel weitergerollt, das Unheil vermehrend. Salander überhäufte sich mit Vorwürfen.

Das unheimliche Schicksalspiel setzte sich fort . . .

Er war nicht schuld: die Kugel rollte. Ja, sie rollte: am Ende der Woche erhielt er von Marzell die Nachricht vom Ableben der alten Dame. Die Aerzte hatten ihr Leben nicht erhalten können. Niedergeschlagen vor Kummer schickte er dem Mädchen ein paar Zeilen, sein aufrichtiges Mitgefühl ausdrückend und zugleich behutsam anfragend, ob er seine Hilfe zur Verfügung stellen dürfe. Wenn nur die Kugel nicht weiterrollte . . .! Aber das Schicksal kümmerte sich nicht um Salanders Sorgen. Es spielte weiter: die Kugel rollte. Als die Verstorbene zu Grabe getragen war, fand die Eröffnung des Testamentes statt.

Salander erfuhr bald Einzelheiten. Die zahlreichen Verwandten hatten sich kaum je um Frau Sartorius gekümmert. Nur Fräulein Helge Lindner hatte sich ihrer angenommen und war zu ihr ins Haus gezogen. Nicht lange nach ihrer Uebersiedelung lernte Helge einen Mann kennen, einen Unternehmer, mit dem sie sich verlobte. Helge war ein begehrtes Mädchen: sie hatte viel Scharm. Auch galt sie als künftige Alleinerbin ihrer Tante. Durch die Aufregungen und den plötzlichen Tod war diese jedoch nicht mehr zu einer lehtwilligen Verfügung gekommen, und als jetzt die Testamentsöffnung stattfand, stellte sich heraus, daß das Erbe der zahlreichen Verwandtschaft in gleichen Theilen zufiel. Die Kugel rollte — und schon hatte sie einen neuen bösen Streich verübt: statt Alleinerbin zu sein, erhielt das Mädchen nur einen Bruchtheil des hinterlassenen Vermögens.

Wie der Ball des Billards durch seinen Lauf die beiden andern Kugeln auseinanderreibt, so trennte jetzt die Schicksalskugel Braut und Bräutigam. Liebe und Treue des Mädchens, verbunden mit Opferbereitschaft, hätten gewiß, wenn mit Geldeswert zu belohnen, einen höheren Preis als nur ein kleines Erbe verdient, nicht aber eine Demütigung, wie sie ihr nun ihr Verlobter zusügte. Er hatte damit gerechnet, das ganze Erbe zu erheiraten. Zunächst versuchte er, seine Braut

zu einer Schadenersatzklage gegen den unglücklichen Urheber all dieser Vorfälle, die so tragisch ausgingen, zu bestimmen. Aber dann löste er doch das Verlöbniß. Die Kugel rollte. Sein Unternehmen, aufgebaut auf Kredit, geriet in Gefahr. Nur die Beschaffung einer größeren Summe konnte, nach dem Ausbleiben der erwarteten Erbschaft, den Zusammenbruch verhindern. Schnell entschlossen, heiratete er die Tochter eines wohlhabenden Gastwirts; so vermied er den Konkurs.

Die verhängnisvolle Schicksalskugel hatte jetzt ihren Lauf beendet, und es schien, daß sie zuletzt sogar etwas Gutes bewirkt hatte: das Mädchen vor einer enttäuschenden Ehe zu bewahren. Die Kugel hatte überdies genug Schaden angerichtet. Sie hatte Hoffnungen zerstört und Trennungen verursacht. Sie hatte den Tod der alten Dame verschuldet. Nun schien sie eine Wendung zu nehmen und gegen Salander selbst zu laufen. Das Haus war verkauft worden, und Fräulein Lindner war zu ihren Eltern heimgereist. Salander würde sie nicht wiedersehen. Er litt. Sie jemals zu vergessen, schien ihm unmöglich. Und wie sollte er sich ihr nähern, war er doch im Grunde schuld daran, daß sich der Bräutigam von ihr abgewandt hatte. Er versuchte, einen Brief an sie zu entwerfen. Mitten im Schreiben zerriff er ihn. Sie würde gewiß nicht antworten. Zudem wäre der Augenblick zum Briefeschreiben unpassend gewesen. Salander gab alles für sich verloren.

Wer im Spiel verliert, kann auch wieder gewinnen. Auf dem grünen Tuch jagen die Kugeln hin und her, finden zueinander, stoßen sich ab und bleiben in neuer Stellung stehen. So will es die Mystik des Spieles, und ähnlich will es auch im Menschenspiel das Leben. Salander hatte die Schäden bezahlt. Beim sonntäglichen Spiel blieb künftig das Fenster nach der Seite geschlossen. Man hätte aber die Flügel ruhig öffnen können. Nie wieder sprang eine Kugel über die Bande und erst recht nicht aus dem Fenster. Das Schicksal hatte auch nicht länger die Kugel nötig. Marzell schenkte

seinem Freund eine herrenlose Kaze. Sie war von den Erben vergessen worden, und der neue Hauseigentümer hatte sie, die beim Haus bleiben wollte, weggejagt.

Im Wirrwarr des Geschehens hatte vermutlich keiner der Beteiligten an die Kaze gedacht. Salander, der Kazen liebte, nahm sie zu sich. Nach einiger Zeit jedoch erinnerte sich das Mädchen der Kaze, forschte nach ihrem Verbleib, und erkundigte sich bei dem Käufer des Hauses. Marzell hörte von der Anfrage, Fräulein Lindner wurde von dem Verbleib des Tieres unterrichtet.

Sie schrieb nun an Salander. Es ging um die Kaze, zugleich ging es um mehr. Salander entgegnete: er würde sich ungern von dem Tier trennen. Seine Tierliebe sprach für ihn, auch sein reizender Brief. Doch das Fräulein wollte die Kaze nicht entbehren. Sie sei für sie eine wertvolle Erinnerung. Sie sei ihr Liebling gewesen. Damals sei sie ganz verstimmt weggegangen. Er, Salander, würde wohl verstehen! Er beeilte sich, ihr das zu versichern. Er werde sie ihr überlassen, wenn er sie ihr persönlich überbringen dürfe! Damit war Helge einverstanden, und Salander machte sich mit der Kaze auf den Weg. Er kam aber nicht so bald zurück, wie Marzell gemeint hatte. Und als er endlich heimkehrte, war die Woche um.

Am Sonntag fand er sich bei seinem Freund zum Billard ein. Er erzählte, was sich begeben hatte und was ihn so innig bewegte. „Ich beglückwünsche dich, mein Lieber“, sagte Marzell. „Gut endete, was schlecht begann. Die Unglücksugel verwandelte sich in eine Glückslugel. Du hast gewonnen. Nimm

sie und behalte sie zur Erinnerung!“ Er legte sie ihm in die Hand. „Ich habe eine neue gekauft. Deine hat ausgespielt. Man sieht es ihr nicht an, was sie bewirkte, wie wenn Unglück und Glück, Verlust und



„Ich beglückwünsche dich, mein Lieber“, sagte Marzell.
„Gut endete, was schlecht begann.“

Gewinn sich ausglich. Es ist das Grundgesetz jedes Spieles. Zur Kugel wird dir auch noch die Kaze gehören. Was man verliert, gewinnt man endlich wieder. Und das dritte Ding im verwickelten Spiel: die Kaffeemaschine, die alles in Brand gesteckt hat — zur Kugel und Kaze wird auch noch eine Kaffeemaschine kommen. Ich schenke dir eine zur Verlobung mit Fräulein Lindner, aber, wohlgemerkt: eine mit elektrischem Betrieb! Und nun zum Billard! Ein neues Spiel kann beginnen.“

Ich weiß nicht, wie viele von den fremden Staatsmännern den Krieg überhaupt als Soldaten mitgemacht haben. Ich habe ihn mitgemacht. Ich kenne ihn. Von denen aber, die heute gegen Deutschland hetzen und das deutsche Volk verleumden, das weiß ich, von denen hat keiner jemals auch nur eine Kugel pfeifen hören.

Adolf Hitler am 10. 11. 1933 in Berlin.

Die Nacht des 30. Januar 1933. Wir wissen kaum noch, wie diese Nacht beschaffen war. Ob sie in weichen, leisen Schneeflocken wirbelte? Ob sie Eiswinde durch die Straßen und über die Plätze trieb? Ob sie einen funkelnden Sternentraum über die Hauptstadt des Reiches wölbte? Nein, wir wissen das nicht mehr, und es hat auch nicht mehr viel zu sagen heute. Aber wir werden nie vergessen, daß es eine große, eine sondergroße Nacht war. Eine Nacht, wie sie oft in einem ganzen Jahrhundert nicht wiederkehrt.

Diese Nacht war durchlutet von Fackeln. Gleich brennenden Bächen wälzten sie sich, von verschiedenen Aufmarschpunkten her, dem Palais des Reichspräsidenten entgegen, und der greise Feldmarschall stand dort oben am erleuchteten Fenster und blickte, erschüttert und beglückt zugleich, auf den schier endlosen Feuerstrom hernieder.

Aber ein Haus weiter war noch ein anderes Fenster zu dieser Stunde in eine historische Bedeutung gehoben. Dort stand in seiner schlichten Größe der bewunderungswürdige Mann, der alle die tausend und aber tausend Herzen und Fackeln da drunten auf eine fast magische Weise entzündet hatte. Seit heute war er der Kanzler des Reiches. Nun stand er endlich an dem Platz, wo er stehen mußte, wenn er das Werk, das er sich vorgenommen hatte, vollbringen wollte.

Wahrlich nicht leicht war der Weg, den er bis da zurückgelegt hatte, und wenn er dabei nur immer an sich gedacht hätte, dann wäre es ihm wohl niemals gelungen, die Zügel des Reiches in die Hand zu bekommen. Aber alle, die ihn kannten, wirklich kannten, die wußten, daß es ihm immer nur um Deutschland ging. Deutschland galt jeder Pulsschlag seines Herzens. Um Deutschland kreisten Tag und Nacht alle seine Gedanken. Deutschland war seine Liebe, seine Sehnsucht, seine Hoffnung. In schweigender Ergriffenheit stand er jetzt dort oben und die Begeisterungstürme brandeten zu ihm empor. Wir

können es nicht sagen, was er dabei gedacht und gefühlt haben mag. Sicher war er mit seinem ganzen Herzen dort drunten bei der jubelnden Menge. Aber ebenso sicher war er eine Stunde hernach schon wieder bei seinen weitgreifenden Plänen. Wie jeder wahrhaft große Mensch fand er kein Genügen daran, sich am Erfolg des Augenblicks zu berauschen. Wieder vorwärts wollte er, wollte wieder zu seinem Werk sehen. Sein ganzer Wille war darauf gerichtet, es noch höher hinauf zu zwingen und mehr und mehr der Vollendung entgegenzuführen.

Und seit jener denkwürdigen Nacht, in der die deutsche Freiheit aufs neue geboren wurde, sind über sieben Jahre verstrichen, und wir sehen, wie weit er sein Werk inzwischen gebracht hat. Ein furchtbares Erbe mußte er übernehmen. Die Aufgabe, die er lösen sollte, war die schwerste, die seit Menschengedenken einem deutschen Staatslenker gestellt war. Aber seine Kraft, sein Scharfsinn, sein Glaube hat alle Hindernisse und Widerstände überwunden, und wenn wir heute den Weg zurückblicken, den wir mit ihm, dem Führer des Großdeutschen Reiches, gekommen sind, dann müssen wir mit Bewunderung und Dankbarkeit erkennen, daß in dem, was sich inzwischen erfüllt hat, unsere kühnsten Hoffnungen übergipfelt wurden und ein Vielfaches von dem, was die Ungeduldigsten unter uns erwartet hatten, fertig und unwiderstehlich vor der Welt da steht.

Vor allem: Wir sind endlich ein Volk geworden, und damit etwas, das wir noch niemals gewesen waren. Wir waren vor dem Bauern, Bürger und Arbeiter und jeder für sich war wohl brav und tüchtig in seiner Art. Aber eine trennende Schicht lag irgendwie zwischen uns. Bald war es Hochmut, bald Mißtrauen, bald Ungleichgültigkeit. Wir konnten nicht zueinander finden. Der Arbeiter mußte erst erkennen, daß jeder, der gegen sein Vaterland kämpft, gegen sich selbst kämpft. Der Bürger und der Geistige mußten lernen, sich willig mit dem einfachen Mann in Reih

und Glied zu stellen. In den Bauern mußte das Gefühl erwachen, daß das Herz eines Volksbruders etwas Höheres war als ein schöner Viehstand und volle Scheuern.

Und wenn wir bis da wie Fremde einer am andern vorbeisahen, jetzt wurde es uns wunderbar deutlich, wie nahe und eng wir zusammen gehörten. Wir haben wieder einen geschwisterlichen Zug in uns entdeckt, wir hören wieder eine verwandte Musik des Blutes aus uns heraus, wir fühlen wieder, daß wir einander etwas zu geben haben. Allerlei innige, weitschwingende Worte formten sich plötzlich auf unseren Lippen. „Volksgemeinschaft“ hieß das eine, „Winterhilfe“ das andere. „Sorge“, irgendeine schöne, warme Sorge, und damit „Volkswohlfahrt“, nannte sich das dritte, und „Kraft durch Freude“ das vierte. Und wie man hinter freudig geschwenkten Fahnen im gleichen Schritt und Tritt einhermarschiert, so zogen wir hinter diesen sinnreichen, herztiefen Worten in einen nie gekannten, nie noch erlebten Volksfrühling hinein.

Keines mehr hungern, keines mehr frieren! So heißt jetzt die neue Lösung. Jedes Kind soll seinen Weihnachtsbaum haben und jede Mutter soll sich ein paar stille Tage im Jahr, befreit von der Last und Unrast des Alltags, in die Sonne schmiegen können. Die Jugend soll nicht mehr darben, nicht mehr verkümmern zwischen den Steinhausen der lärmvollen Städte. Die Wälder und Berge sollen ihre Erzähler werden, das Meer mit seinem starken Atem soll ihnen die Augen und die Seele weiten, und alles Schöne und Beglückende, was sie im bunten Ring der wechselnden Jahreszeiten erwandern, soll wie ein Segen in sie fallen, wie eine Gnade von ihnen verspürt werden und ihnen das Vaterland heilig ans Herz rücken. Der deutsche Mensch soll wieder wissen, wie der Wind in den Birken saust, wie der Ginster lodert, wie süß und schwermütig die Lupinenselder duften, zauberische Heimatlichkeit soll uns überall umwehen, und der erste Tag im Maimond soll wieder, wie es zu den Zeiten der Ahnen gewesen, ein Tag der Verbundenheit und Würde sein.

Wie funkelnde Speere hat der Führer seine großen Gedanken in die deutsche Welt geworfen. Ehre! hieß einer von diesen Gedanken. Er wußte, daß ein Volk ohne Ehre auf die Dauer unter andern Völkern nicht leben kann. Darum schlug er die elende Kriegsschuldfrage nieder, und darum zerriß er den schmachvollen Friedensvertrag. Wir sollten wieder rein werden von all dem Schmutz, den man auf uns geworfen, uns wieder breit und stark in den Hüften recken. Denn er war sich klar darüber, daß wir uns erst wieder als wertvolles Volk empfinden müßten, wenn wir den Mut gewinnen sollten, neuen Zielen und Zeiten entgegenzuschreiten.

Ein anderer seiner Gedanken hieß: Freiheit! Waren wir doch das einzige Volk auf dem weiten Erdenrund, dem man seine Freiheit, dieses höchste aller Menschengüter, entzogen hatte und niemals wieder zugestehen wollte. Wie ein wildes Tier waren wir gebunden, und großherzlich und mit kaltem Siegerblick sahen die Engländer und Franzosen, und schadensfroh sahen sogar ganz unbedeutende Nationen auf uns hernieder. Unsere Kolonien, unsere Schiffe, selbst unsere Ströme hatten sie uns geraubt. Entwaffnet und geschwächt, in kläglicher Armut sollten wir künftig dahinleben. All unser Fleiß, unsere Treue, unsere Ehrlichkeit, auch unser Geist und unser Wissen sollte uns nichts mehr nützen können. Unser ganzes Selbstbewußtsein, unser Glaube, unsere Hoffnung sollten in Erniedrigung und Verflavung vor die Hunde gehen.

„In Gottes heiligem Namen: Wir wollen wieder eine Macht sein — und wir haben auch das Recht dazu!“ So etwas spricht eines Tages der Führer. Und es ist, als stoße er dabei ein Schwert in den Erdboden, so fest steht dieses sein Wort. Es war die größte Stunde, die wir seit dem Zusammenbruch erlebten, als der Führer an jenem unvergeßlichen 16. März 1935 die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht verkündigte; denn Deutschland war damit wieder ein freier, seine Geschicke selbst bestimmender Staat geworden, und das Jahr 1935 mußte aus diesem Grunde in den deutschen Ge-

schichtsbüchern für alle Zeiten ein Jahr des Heils genannt werden.

Und kein Volk der Erde wagte etwas gegen dieses Wort des Führers zu sagen, so stark waren wir schon. Man mußte es geschehen lassen, daß wir aufrüsteten. Und nun haben wir wieder Kanonen und Schiffe, haben Flugstaffeln und Kampfwagen, sind gesichert durch unüberwindliche Verteidigungswälle, und ein Millionenheer, und kein Geld war uns zu groß dazu.

Aber der Führer wollte noch mehr. Großdeutschland! Das war der Traum, den er schon draußen im Feld geträumt hatte. Großdeutschland! Diesen hohen Begriff empfand er schon immer als seinen heimlichen Auftrag. Das ganze Deutschland sollte es sein, das er um sich sammeln und wieder zu einer Volkheit zusammenschmieden wollte. Darum konnte er nicht stehen bleiben an den Grenzpfählen des alten Reiches. Denn jenseits von diesen lebten Millionen unserer Brüder, die von Bluts wegen so bitter gern zu uns kommen wollten, die aber der törichten, verblendeten Gewalt, die sie noch immer von der großen Heimat fernhielt, aus eigenen Kräften nicht Herr werden konnten.

Wir wissen, was sich inzwischen begeben hat: Wien, Prag, Memel, das sind Namen, die uns wie Glocken klingen. Wie Glocken, die versenkt waren und nun, mit noch größerem Erzton, ihre Auferstehung wieder gefunden haben.

Aber eben diese freudigen, weitschallenden Verkünderinnen des deutschen Einheitswillens waren es dann, die den Engländer, diesen nimmerfatten Goldschaffler und Länderraffer, und den Franzosen, diesen ewigen Neidhart, in neuer Verschwörung zusammenführten. Im geheimen schmiedeten sie das Schächtmesser.

Aber der Führer hat ja auch nicht geschlafen. Er ließ sich durch die Maske nicht täuschen. Er sah diesen Heuchlern bis auf den Seelengrund. Und er wußte, was seine weitere Aufgabe war. „Westwall!“ Dies Wort warf er seinem Generalstab hin. Und dann ging es auch schon ans Werk. Man hat in Deutschland Dome und Brücken gebaut, Kanäle, Schienenwege und Straßen. Aber was hier in

wenigen Monaten zustande kam, das hatte man noch niemals zuvor gesehen. Es waren auch noch nie für einen Gedanken so viel Hände bereit und noch nie wurde so im Fieber gearbeitet.

Diesen Wall von Stahl und Beton im Rücken, konnte der Führer dann sein wirklich großzügiges Angebot zur friedlichen Regelung des Danzig- und Korridorproblems an Polen richten; ein Angebot, wie es in dieser Form nur Adolf Hitler seinem Volke zumuten konnte. Aber der Pole wollte nicht hören. Er lebte ja schon wie in einem Rausch. So mußte denn das Schwert walten. Ahtzehn Tage dauerte dieser genialste Feldzug der Weltgeschichte. Und dann war Polen ausgelöscht.

Und nun hatten sie endlich den Unlafs. „Krieg!“ schrie England, und das betörte Frankreich stellte sich an seine Seite. Und nun wollten sie uns kleinsmachen wie Holz. Allein das Beil dazu haben sie noch immer nicht gefunden. Noch stehen sie ratlos vor dem Heute und Morgen. Mühsen zusehen, wie ihre schönen Schiffe ins Meer sinken. Müssen sich's gefallen lassen, daß wir ihre Länder überfliegen, und wenn sie etwas Uehnliches dagegen wagen, dann trifft sie Vernichtung und Tod.

„Sie haben den Krieg gewollt — sie sollen ihn haben!“ So tönte das Wort des Führers. Tönte hin über den ganzen Erdball. Und Erde und Himmel wußten, was dies schwere Wort bedeutet. Unsere Kanonenschlünde und Bombengewitter haben ihm bald den harten Sinn verliehen. Freilich, die Menschenseele erschauert dabei. Nicht unsere Schuld! Für uns Deutsche war das Wort „Krieg“ stets ein tragisches Wort. Zu keiner Zeit haben wir in Frevelmut damit gespielt.

Und darum wird unser der Sieg sein. Wir kämpfen für eine gerechte Sache. Wir wollen nur leben, nur leben! Wir wollen, daß endlich wirklich Friede auf dieser Welt werde. Unsere Kinder wissen das, unsere Mütter wissen's. Und alle die deutschen Männer wissen es, die jetzt gegen den Feind unter den Waffen stehen und mit ihm ringen. Und die Geschichte, die zuletzt alles ins klare Licht rückt, wird uns einst unsern ehrlichen Willen bestätigen müssen.

Kilian Ratt kam in weiten Abständen seit seinem 16. Lebensjahr immer wieder heim in das alte, schöne Schulhaus im Hanauerland und verlebte dort bei den Eltern seinen kurzen Urlaub zwischen zwei langen Seereisen. Er erschien stets unerwartet, ohne Nachricht gegeben zu haben, zwischen den Gärten, durch die man von hinten an der Friedhofsmauer entlang in die Ruchwiese kam und darnach durch ein altes Holzpförtchen über den Hof ins Schulhaus treten konnte. Es war dabei erfreulich, daß niemand im Dorf ihn zum voraus sah und die Ueberraschung vollkommen glückte. Nicht daß der Seefahrer Kilian es nötig gehabt hätte, heimlich zu erscheinen. Hier im Ort besaß er ein sauberes Brusttuch, wenn man von den „Stemperenzen“ absah, die sich während seiner letzten Anwesenheit auf der Regelpfahle ereignet hatten und wobei er gehörig ins Holz geraten war; so schien es allerdings der Brauch unter den wahrhaftigen Burschen des Landes.

Er kam auch nicht schlecht gehalten heim, daß er hätte das Auge der Dorfgemeinschaft scheuen müssen. Im Gegenteil, schmucker konnte überhaupt kein Binnenländer heimkehren wie er, der Matrose in blauer Uniform mit blühenden Knöpfen und die Mütze auf dem braunen Kruselhaar, deren Bänder im Wind flott nach hinten knatterten. Aber es war wegen der Anna Babetta Boos allein, weshalb er unbeschrauen „ins Ort“ kommen wollte. Seit Jahren wegen der Annebäwi Boos allein.

Kilian Ratt schritt also wiegenden Ganges, ein großer, drahtiger Gesell, mit seinem kleinen Lederkoffer durch die Gärten in der Dämmerung, wenn niemand mehr drinnen schaffte, kam zur Haustür herein in den Vorplatz und trat linkerhand in die Küche, lachte, setzte seinen Koffer nieder und nahm die aufschluchzende, zierliche Mutter fest in die Arme. Und dann nahm er, wenn sie in der Küche war, die alte Seraphine, das treue „Hausgeschirr“, wie er sie herzlichderb nannte, in Bausch und Bogen auch an sich und

knallte ihr links und rechts zwei Küsse auf die runzligen Backen, daß sie beglückt stöhnte: „Oh, du Raubauß, du, wirst auch garnit gattiger, du wüeschter Psudi, du.“

Darnach fühlte er sich ganz und gar daheim. Er schritt breit und wiegend in die Stube. „Kinnings“, sagte er, „hier wird et all ooch ümmer kleiner bei Euch, tjä“, warf seine Mütze auf die Kommode und rüstete überhaupt ab, was abzurüsten ging, stand zuletzt in „Bur und Puller“ da und streckte sich erst einmal, daß ihm die Fingergspitzen bis an die Balkendecke gerieten.

Die Mutter und die Magd schauten ihm zu, unter den Augen glänzte es bei beiden naß, und beide trockneten die Hände an der Schürze ab.

„Mädels“, sagte dann der Heimgekehrte, „nun bloß ran mit Süßem und Saurem, ich muß jetzt eine gute Grundlage schaffen erstmal. Und zweitens — daß mir der verdammte Klos in der Kehle endlich runterrutscht, Müttli. Es ist doch ein Glück, daß ich wieder mal da bin, nicht wahr? Und daß mich in der fernen Südsee kein Haifisch gefressen hat, das ist wieder mal gut gegangen.“

Seraphine hudelte in die Küche und machte sich an den Omelettenteig. Die Speisefolge war stets dieselbe, wenn der Kilian ankam. Omeletten mit Salbei liebte er am meisten, dann folgte Speck und Brot und zuletzt Eingemachtes, mit dem Löffel aus dem Glas genommen, Pfirsiche oder Kürbisschnitten, Quittenmark oder Hagebuttenmus, was die Mutter eben in der freudigen Eile erwischte.

Der Vater, der Herr Oberlehrer, war zu dieser Zeit allabendlich beim Skat oder, wenn es soweit war, in seinem Jagdgebiet im Luenwald. Kilian vermied es, ihm zu begegnen im ersten Gefühlssturm der unerwarteten Heimkehr. Der Vater sah nämlich zu allererst dem Sohn mitten in die Augen, mißtrauisch, ob er tauglich und ehrlich heimgekehrt, der einstmals heimlich durchgebrannt war, um Schiffsjunge zu

werden. Kilian wollte erst warm werden daheim und allerlei erfahren haben von Mutter und Magd, ehe er herzhaft und sicher auf dem festen Boden der heimatischen Stube dem Vater den strengen Blick mit freiem Lachen beantworten konnte.

Er wollte etwas von Annehäwi wissen und auch etwas ersetzt bekommen, wonach der Vater sicher fragen würde. Es war nämlich so, daß er nie seine Uhr wieder heimbrachte und sein Sädmesser mit



„Mädels“, sagte der Heimgekehrte, „nur bloß ran mit Sitzen und Säurem.“

den zwölf Rlingen, ein Patentmesser, auf das der Vater große Stücke hielt.

„Bub, wo hast du deine Uhr?“ fragte die Mutter gleich, neben ihm sitzend, während er aß.

„Meber Bord jefalle“, sagte er kurz, er hatte zu fauen.

„Bub, wo hast du dein Sädmesser?“ fragte sie darnach.

„Meber Bord jefalle“, sagte er wieder kurz.

„Aber jedesmal, Bub“, seufzte die Mutter gütig rügend.

Und wie jedesmal stand sie auf, trippelte zur Kommode und kramte zuunterst eine Schachtel hervor, raschelte mit Papier und legte dann Uhr und Messer, wie er sie ge-

habt hatte, vor ihn hin. Es waren beide Dinge genau die gleichen wie die über Bord gefallenen. Die Mutter kaufte sie in der Stadt vorsorglich ein beim gleichen Kaufmann.

Nun war bereits die fünfte „Garnitur“ über Bord gefallen, und der Vater hätte es nicht wissen dürfen. Er war jähzornig und fand, der Kilian sei hinterherum doch ein Taugenichts, und er suchte Grund, dies bestätigt zu finden. Die Mutter jedoch räumte listig und liebend zugleich stets diese Gründe weg. So besaß Kilian unter den forschenden Augen des Vaters eine wohlgeschonte, noch wie neu aussehende Uhr und ein blankes Messer. Es mußte also wahr sein, daß Matrosen nicht nur ihr Schiff blislauber hielten, sondern auch ihre Sachen.

Wenn der Matrose indessen nicht Kilian geheißten hätte, würde der Alte mehr Glauben an diese erzieherische Wirkung auf dem Schiff gewendet haben. Kilian traute er nicht. Er war ein Taugenichts gewesen, unordentlich, leichtfertig, lernfaul. Er hätte es nicht außer der Ordnung, dieser Ordnung seines Sohnes Kilian gefunden, wenn er Uhr und Messer verfehlt hätte, um sein Leben schön zu machen.

In Wirklichkeit tat Kilian das auch. Die wichtigen Dinge blieben in Hamburg schon hängen, ehe er wieder auf große Fahrt ging.

„Gute Mutter“, dankte Kilian jedesmal gerührt und schaute sie blauäugig kerzengerade an, und glaubte in diesem Augenblick an sich, daß er sich sicher bessern werde, so unbeirrbar, wie die Mutter daran glaubte.

Seraphine brachte Cleverer in einem alten Tonkrug auf den Tisch und der Maat Kilian trank andächtig den eigenwüchsigsten Duft und Saft der Heimat. Die Frauen sahen ihm schweigend zu. Er hob den Krug und sagte: „G'sundheit, Mamme, Prost Jungfer“, und seufzte und versenkte sich abermals mit Nase und Mund in Duft und Saft der rebgesegneten Heimat. Als er absetzte, war der Krug leer.

Er aß ein wenig heftiger weiter, Sera-

phine rasselte in der Küche mit den Herdringen.

„Was gibt's Neues, Mutter?“

„He, mancherlei.“

„Kann mir's schon denken! Geburten, Hochzeiten, Leichen, Händel, Brände, Sängereffekte. Fang gleich von Anfang an. Wer hat ein Kind gekriegt? Wer hat geehlicht? Wer hat ins Gras beißen müssen?“

Die Mutter lächelte still in ihren Schoß und drehte an ihrem dünn gewordenen Ehering. Der Bub ging ja nur auf eines hinaus, sie kannte ihn genau.

Die Annehäwi wartete noch immer auf ihn. Und sie hatte kein Kind von ihm.

Die Mutter fügte es im Bericht der Neuigkeiten im Ort ein wie nebensächlich. Die Annehäwi sei auch jetzt allein im Boosenhof, nur mit dem alten Josef treibe sie das Sach um. Die Tabakfelder hab' sie verpachtet.

„Ja, da sollt sie halt heiraten, die wird doch leicht einen kriegen.“

„Das schon, aber sie will keinen, sie läßt alle abfahren.“

Der Kilian hatte einen roten Kopf vom Wein und vom guten Essen. Er stand auf, bärzte hinterm Tisch vor und schritt ein paarmal wuchtig durch die Stube. Einmal blieb er vor dem Harmonium stehen und nahm die Schale des Gürteltieres in die Hand, die zu einem Körbchen verarbeitet war, innen mit rotem Filz ausgeschlagen. Er hatte es der Mutter vor Jahren aus Südamerika mitgebracht.

Die Mutter betrachtete ihn still. Er sah mager aus, der Bub, das merkte sie jetzt erst.

„Bist du krank gewesen, Kilian?“

„Oh ja, ziemlich, Ruhr oder ähnliches. Das krieg man halt einmal in den dreckigen Hafensplätzen. Du denkst an nichts Böses, gehst aus und freunde dich an und wenn du an Bord kommst, merkst du nach ein paar Tagen, daß etwas mit dir reist, das du nicht eingeladen hast, ein blinder Passagier sozusagen. Die Ruhr ist schließlich das Schlimmste nicht. Aber — man kriegt dann verschiedenes satt, wenn man still liegt. Die Fremde kriegt

man satt, das Farbige, das große Wasser — und so weiter.“

Kilian öffnete das Fenster und spie auf die Straße hinaus. Er sah den Vater kommen und schloß rasch den Flügel.

„Der Alte kommt“, teilte er der Mutter mit.

Der Oberlehrer betrat schon den Hausgang, sein Jagdhund begrüßte ihn mit winselndem Klaffen. Die Mutter blieb ruhig am Tisch sitzen, die Hände im Schoß. Kilian zündete sich rasch eine Zigarette an.

Die Tür ging auf und der Vater trat ein, stuzte ein wenig, machte ein paar Schritte dem Sohn entgegen und sagte ruhig: „So, auch wieder hiesig?“

„Wenn du's erlaubst, Vater, ja.“ Es klang ein wenig spöttisch durch die verlegene Antwort.

„Erlaubst, was heißt erlaubst? Es ist deine Heimat; aber melden könntest du dich vorher, nicht hereinschleichen wie ein Handwerksbursche. Die Mutter soll nicht erschrecken. Ihr Herz verträgt es nicht mehr gut.“

Er vertauschte seinen dunklen Rod mit einer alten grünen Jägerjoppe, fuhr sich mit den Fingern durch sein dichtes, eisengraues Haar, maß den Sohn mit raschem Blick und setzte sich an den Tisch oben beim Herrgottswinkel. Die Stube sah wie eine gute Bauernstube aus mit schweren, geschlitzten Möbeln und einem mächtigen, grünen Ofen aus Schüffelschalen. Der Oberlehrer glich einem starken Bauern: ein Löwenkopf auf breiten Schultern mit großen Augen, die einen jähren Sinn verrieten. Der Mund war bartlos. Beim Sprechen erschienen in breiter, gesunder Reihe makellose Zähne. Ungealtert erschien Kilian der Vater, seit Jahren sah er schon so aus.

„Bist gesund?“ fragte der Vater den Heimkehrer.

„Fast gar.“

„Bist zersördert?“

„Auch das.“

„Nun gut.“

Er griff zur Zeitung und sagte nichts mehr.

Rilian langte seine Mütze von der Kommode.

„Ich geh noch ein wenig vors Haus.“

Die Mutter schlüpfte hinter ihm hinaus und drückte ihm den Hauschlüssel in die Hand.

„Komm nit so spät, Zub.“

Rilian schlug den Weg an der Kirche vorbei ein ins freie Feld hinaus zum Rhein hinüber. Ihm war sonderbar zumut, wie noch nie bei der Heimkehr. Die Mutter war zusammengegangen, förmlich zusammengeschnürt. Das griff ihn an. Der Alte sah gesund, zu strohend, zu vollblütig aus daneben. Der könnte auch einmal milder werden. Eigentlich war er prachtvoll trotz allem, der alte Löwe. Sein Kummer war, nach Aussagen der Mutter, daß er keine Enkel bekam. Er rechnete gar nicht mit Rilian. Rilian war ein Taugenichts. Man sollte ihm endlich das Gegenteil beweisen. Dann müßte der Alte ein prächtiger Kamerad sein.

Rilian ging sinnend über den Kirchhof. Er sah die neuen Kreuze, las die Namen. Peter Paul Boos stand an einem: Anna Babettas Vater. Er starrte eine Weile auf den Namen, pfiß durch die Zähne und schritt weiter. Ihm war zumut wie noch nie. So weich, so mulmig. Er vertrug den starken Wein vermutlich noch nicht. Zwar spürte er schon lang, seit seinem letzten Urlaub daheim ein neues Wesen in sich, eine ziehende Unruhe, als könnte irgendwo etwas versäumt werden.

Der Flieder duftete stark. Es sei ein Fliederjahr ohnegleichen, hatte die Mutter vorhin gesagt, während er den riesigen Strauß in der Stube bewunderte.

Rilian Ratt verließ den Gottsader und verfolgte einen Fußweg, der zum Rheindamm hinabführte. Er schritt gleichsam von blühenden Apfelbäumen geleitet gemächlich dahin, niemand war zu sehen weit und breit. Fledermäuse huschten über seinen Kopf. Der Strom rauschte seine ewige Eintönigkeit. Er rauschte ganz anders als das Meer. Rilian dachte flüchtig an eine abenteuerliche Fahrt in einer Dschunke auf dem Gelben Fluß. Er dachte an eine Reise auf dem Nil. Hatten diese Ströme gerauscht, so mit gedämpftem

Donnerrollen gebraust wie der Rheinstrom? Er strengte sich an, sich an die mächtige Stimme der fremden Ströme zu erinnern. Nein, sie hatten träge und schmutzige Fluten ins Meer getragen. Er entsann sich nicht, daß sie so kräftig gesungen hätten, wie der Rhein sang.

Plötzlich blieb er aber stehen und sagte sich, es sei zwecklos zum Strom hinunter zu wandern. Die Nacht kam rasch und vom Talweg herauf stiegen Nebel. Ein Rheindampfer tutete ängstlich. An den Lichtern, die trüb herblinkten, erkannte Rilian, daß zwei Schiffe sich begegneten. Schwer und dunkel zog der Schlepper seine Rähne stromaufwärts, während der Dampfer Musik in sich barg, die in verwehten Tönen Walzertakt verriet. Rilian spie in heftigem Aufwallen aus, kehrte um und schritt pfeifend den Weg zurück. Ein leiser Wind ging, er wehte von den verblühenden Apfelbäumen ihm kühlen Blütenblattregen ins Gesicht.

Man sollte nicht im Frühjahr heimkommen. Im Winter. Das Frühjahr macht so weich und unschlüssig.

Rilian hatte abgeheuert. Vor kurzem war ihm der ganze Ritt verleidet gewesen, die Seefahrerei, das ewige Wasser, die schmutzigen Hafensstädte. Er hatte abgeheuert. Er war dann doch noch einmal auf kurze Fahrt gegangen mit einem Handelschiff nach Afrika. Der alte Kasten hatte in der tobenden Biskaya kaum noch zusammengehalten. Im Sturm, daß heißt, er hatte kurz nachgelassen, überflogen Zugvögel das Schiff, Rilian hielt sie für deutsche Schwalben. Mochten es Schwalben sein — ihm machten sie das Gemüt schwer, er schlief nicht richtig und geriet ins Grübeln. Rilian nahm sich selber ins Gebet; aber er fand nicht heraus, was ihm so in der Herzgrube zu schaffen machte und ihm, dem Lustigen, die gute Laune verdarb.

Da tauchte ein Gespenst vor ihm auf, nicht der Klabaftermann, das ganz unerwartete Heimweh war's. Und niemand auf dem Schiff ahnte, wie einsam der große, breitschultrige Maat war. Rilian gab sich Mühe zu lachen wie immer, mit seinen prachtvollen Zähnen zu leuchten wie

auf einem Plakat für ein Zahnpulvermittel. Er reiste heim in der Uniform. Seltsame Scheu hielt ihn davon ab, sich zu ver-raten. Er traute sich selber nicht. Es war drum nicht gut, die Brücken hinter sich abzubrechen. Kilian schlug in Ge-danken wie getrieben den einzig lockenden Weg ins Dorf ein, wie immer am Tag seiner Heimkehr. Der Flieder duftete schwer. In den Gartenecken standen die Quittenbäume in Blust. Ihre großen ein-zelnen Blüten leuchteten edel und fremd aus dem Blaugrün des Laubes. Die Nacht machte sich breit in den Schatten. Aus den Häusern fiel Licht. Der Boosen-hof lag in einer Sackgasse, die zwischen Gärten und Bach nur zu ihm führte. Er sah herrenmähig aus, weil nirgends ein Haus an ihn grenzte.

Kilian segelte in die Gasse ein und ließ einen Pfiff durch die Zähne, den Anne-bäwi genau kannte.

Er setzte sich auf die Ufermauer des Baches und wartete. Er wußte nicht, was er wollte. Anne sollte den Anfang machen, er würde dann schon in Fahrt kommen. Diesmal ließ sie ihn eigentlich warten. Er kam gar nicht gleich darauf. Sonst rannte sie immer herbei und lachte und weinte in einem. Jetzt verging die Zeit, er pfiff noch zweimal. Er hörte ein Fenster gehen. Die Kirchenuhr schlug neunmal und sie tropfte eine Weile darnach einen weichen Viertel-schlag in die lange Nacht. Kilian schoß das Blut in die Schläfen und sein Hals sah plötzlich zu eng im Kragen. Er erhob sich, starrte ans Haus, wo die Stubenfen-ster gut verwahrt waren, so daß das Licht nur schwach herauschimmerte. Sollte er ans Haus gehen, auf die Staffel treten?

Nein. Er wandte sich zum Gehen. Langsam, widerwillig folgten die Füße dem Befehl. Kilian spürte trotzdem, daß seine Ohren fast wie Pferdeohren sich lau-schend nach hinten wandten, und daß die Augen nach innen blickten durch den Hin-terkopf. Alle Sinne ergriffen Teilnahme für Annebäwi, gegen den zornig traurigen Verstand des Kopfes und die dumme Folgsamkeit der Füße.

Aber da bekamen die Fühlenden Recht. Die Ohren vernahmen Schritte. Zwar

langsame Schritte, keine Sprünge wie sonst.

Kilian drehte sich um. Da kam das Mädchen heran, reichte ihm ruhig die schmale, feste Hand: „Bist wieder da, Ki-lian? So, das ist recht.“

Sie hatte eine milde, ruhige Stimme wie die einer Frau.

Kilian konnte gar nichts sagen. Er wagte es nicht einmal, sie wie sonst an sich zu reißen.

„Gehen wir ein wenig in den Grasgar-ten?“ fragte sie.

Er wandte sich stumm dem Grasgarten zu.

„Der Vater ist nun auch gestorben“, begann Anne das Gespräch.

„Ja, ich hab' es auf dem Gottsacker ge-sehen.“

„Bleibst lang hier?“

„Kann wohl sein.“

Er merkte, wie sie mit einem Ruck den Kopf hob und ihm zuwandte.

Das ärgerte ihn. Er vertrug es immer noch nicht, daß sie in der Heimat ihm auf-lauerten, wie er es meine, was er sage, wie er denke über das, was er nicht sprach. Sie trauten ihm nicht über den Weg, Anne nicht und die Eltern nicht. Annes Vater, der alte, freundliche Boos, der allein hatte einmal zu Kilian gesagt, als sie miteinander ins Zechen geraten waren: „Ich mein als, Ratt, aus dir wird noch ein rechter Hanauer werden, wenn du die Hörner abgestoßen hast. Du bist nicht dumm und dazu kerzengerad gewachsen, fausen kannst auch, vom Besten und Stärk-sten am liebsten, und daß du ein Seefah-rer geworden bist, daran ist der Alte schuld, der Herr Oberlehrer. Lehrer und Pfarrer haben immer die ungezogensten Kinder, das ist eine alte Muth. Und erst zulezt wird was aus ihnen, wenn sie sonst recht sind. Du hast also auch noch Zeit. Aber nimmer so lang. Ich möcht's auch noch erleben.“

Kilian verstand wohl den Hintersinn des Boos'schen Schlichohrs. Das Zutrauen indessen, selbst wenn es in diese Rechnung gestellt war, tat ihm unvergeßlich gut.

Nur wenn die Annebäwi die Dehrochen so neugierig nach seiner Tonart stellte,

ärgerte es Kilian. Er war in allem Tun und Handeln ein Freiwilliger, sie sollten nicht auf ihn bauen.

Anne senkte wieder den Kopf und schritt still neben ihm her. Im Grasgarten blieb sie stehen und lehnte sich an einen blühenden Apfelbaum. Der Mond kam über das Gebirge und breitete sein Licht aus. Die blühenden Bäume standen da wie Schaumkugeln, von denen im Wind die Blütenblätter niederschwebten wie Schnee.

Kilian blieb vor ihr stehen, beide Hände in den Taschentaschen. Er schaute sie an, die das Gesicht gesenkt hielt. Er war besänftigt, weil ihn ihr stummes Wesen rührte. Sie benahm sich so anders als sonst. Sie hatte den Tod des Vaters erlebt, das große Alleinsein im Haus, den Ansturm der Freier, Gewissensfragen und Vernunftsgründe, das Leiden um Liebe.

Um Kilian das stille Leiden um Liebe seit Jahren bereits!

Kilian schaute in das schmale Gesicht, es ergriff ihn, daß es so schmal und still war unter dem dunklen Haar. Sie hatte gelacht und geweint früher, das Gesicht hatte bewegt gelebt und eigentlich nur den Eindruck eines hübschen, sinnensfrohen Kindes gemacht. Jetzt, wo es still ruhte in seinen einsamen Gedanken und wartete, war es sonderbar schön und mild. Kilian durchschloß es: Nie wieder fortgehen von ihr. Sie ist ja mehr als eine Liebste.

Er stand noch wie gebannt, wollte eben die Hände aus den Taschen nehmen und ihr etwas davon sagen, da begann sie selber zu sprechen.

Sie hob den Kopf und schaute in die mondbeschienenen Bäume: „Schön sind in diesem Jahr die Bäume, Kilian.“

„Ja, auf See, da haben wir keine Bäume.“

„Und die Acker stehen schon gut, Kilian.“

„Ja, auf See, da haben wir keine Acker.“

„Und die Nachtigallen singen dies Jahr wie noch nie.“

„Ja, auf See, da haben wir keine Nachtigallen.“

„Habt ihr denn keinen Frühling auf besondere Art?“

„Auf See, da gibt's keinen Frühling, keine Jahreszeiten.“

„Da ist Wasser und Himmel und Sonne, Sturm, Nebel, nicht wahr, nur wenig Dinge, die wechseln, gell?“

Kilian schwieg, aber Annebäwi brach nun plötzlich los wie ein Sturmwetter. In Haß und in Liebe zugleich sagte sie Kilian die Meinung. Sie schrie nicht, sie weinte nicht, sie sprach rasch und leise. Sie hielt sich mit den Händen am Stamm fest. Sie starrte mit weiten Augen über Kilian weg. Und Kilian hörte zu. Der Rheinstrom rauschte, das hörte Kilian mit. Der Wind sauste in den Bäumen, das hörte Kilian mit. Dampfer stampften stromaufwärts, er hörte es mit. Und keines der Worte Annes entging ihm. Er schaute an Anne vorbei gegen den Heckenweg, der zum Rhein führte, da war ihm auf einmal, als gehe drüben jemand.

Ein Mann.

Er wandte ihm plötzlich das Gesicht zu. Es war der Vater Ratt, der Oberlehrer. Es war ein stilles, großes Gesicht, das in den Grasgarten hereinsah und dann lautlos, wie es schien, vorüberging und verschwand, wo der Heckenbusch verwildert war.

„Du, der Vater ging eben vorbei“, unterbrach Kilian das Mädchen.

„Mein Vater?“

„Mein Vater.“

„Der ist doch noch nie hier vorbeigekommen“, flüsterte sie erregt und schaute zum Weg hinüber.

Kilian fror es ein wenig über den Rücken: „Er wird nach seinem Jagdgebiet sehen.“

Anne löste sich vom Baum: „Ich will hinein, Kilian. Nichts für ungut. Morgen ist früh Tag für mich.“

„Ich geh mit dir hinein, Annebäwe. Ich glaub, ich muß auch einmal sehen, wie es drinnen ist bei euch, eh ich sagen kann, daß ich bleibe.“

Er lachte kurz, legte die Arme um ihre Schulter.

Sie stammelte glückliche Worte und wurde still. Sie gingen von hinten ins Haus. Drinnen im dunklen Ausgang umarmte er Anne und sagte ihr ins Ohr: „Es ist ganz sicher, daß ich bei dir bleibe, als dein Mann. Ich habe ja schon abgeheuert.“

„Oh, das wird deinen Vater freuen, und deine Mutter erst — die Guten.“

Nichts von sich sagte sie in ihrer vielgeprüften Liebe.

Sie hörten Schritte auf der Treppe vornen, es klopfte an die Haustür.

„Wer kann das sein?“

Anne macht Licht und lief zu öffnen.

Draußen stand Frau Katt und sah mit aufgerissenen Augen die beiden an. Ihr Mund und ihr Kinn zitterten so, daß sie kein Wort herausbrachte.

Kilian nahm sie bei den Schultern. Er wußte hellwach, was geschehen war.

„Ist etwas mit dem Vater?“

Sie nickte.

„Er ist tot?“

Sie nickte.

„Ich weiß es, ich wußte es. Eben ging er am Heckenweg vorbei und schaute mich an.“

„Nein, Bub“, fand die Mutter sich wieder zurecht, „nein, Bub, er ist die ganze

Zeit daheim gewesen, er hat einen Schlag gekriegt. Bub, mein Bub.“

„Doch, er ging am Heckenweg vorbei“, flüsterte Kilian, „und war ganz freundlich



Anne löste sich vom Baum: „Ich will hinein Kilian, Mäts für unguet Morgen ist früh Tag für mich.“

im Gesicht. Weil ich nun da bleibe, Mutter, bei Anne und bei dir. Ich hatte längst abgeheuert.“

Matthäus Beder / Der Held von Oggersheim

Zwei Jahre schon hatte der furchtbare Glaubenskrieg in den böhmischen Landen gewütet, da griff er 1620 auf die Pfalz über.

Eines Tages erreichte das Städtchen Oggersheim in der fruchtbaren Rheinebene die Kunde: die Spanischen kommen! Wohl war der Ort mit Mauern und Türmen bewehrt, doch auch Speyer, Neustadt und viele andere Plätze, gegen die der Feind mit Brand und Verwüstung verfahren war, hatten sich ihm nicht offen dargeboten. So verließen die Oggersheimer denn in großen Planwagen, zu Pferd und zu Fuß, mit Weib und Kind, mit Vieh und aller beweglichen Habe das Stadttor in langer Karawane gegen Mannheim. Siebenundzwanzig blieben

zurück, dazu der Schafhirt Hans Warsch mit seinem schwangeren Weib.

Am andern Tag rötete Feuerschein von Westen her den Himmel, ein Zeichen, daß die anrückenden Kriegsvölker Lambsheim schon im Rücken hatten. Bald hörte man ihre Trommeln und Hörner, den Siebenundzwanzig wurde um so elender, je näher die Janitscharenmusik ertönte, und schließlich stahl einer nach dem andern sich durch das Ost-Tor, um draußen die Straße nach Mannheim im Sturmloch zu messen. Nur drei konnte Hans Warsch zum Bleiben bewegen. Unerschrocken blieb er auf seinem Posten an der Seite seines jungen hoffenden Weibes.

So war der Oggersheimer Schafhirt denn auf einmal Kommandant seiner

Vaterstadt. Mit seinem Dreimännerhaufen beobachtete er, wie die Spanischen das grobe Gestüß aufzuhren und ihre Sturmhaufen zu ordnen begannen. Die drei krazten sich hinter den Ohren, doch der Kommandant erklärte, man müsse kämpfen und den Feind mit dem Degen in der Bresche empfangen. Eben wollte er den „bösen Bartel“, die alte Viertel-Kartaune, schußbereit machen, da sah er aus dem Heer der Belagerer zwei Berittene sich nähern, davon der eine, ein Trompeter, sie Stange mit dem weißen Tuch hielt. Der Trompeter blies unter der Stadtmauer sein Signal, und Hans trat an die Brüstung. Die ganze Besatzung mußte, damit man nicht nur den einen sähe, hinter ihn treten. Sogar seine Brigitte hatte schnell Mannskleider angetan, und man mochte die Hoffende leicht für einen vollgefressenen Obristen halten. Der Parlamentär forderte den Ort für den Kaiser, und Hans Warsch sah gerade noch, wie seine Streitmacht den Augenblick nutzte und bei Nennung der deutsch-römischen Majestät voller Angst sich davonmachte. Er mußte, innerlich kochend, ihnen noch freundlich zunicken, nur damit der Parlamentär die Wahrheit nicht errate. Hans erklärte, dem Kaiser das Städtchen zwar großmütig überlassen zu wollen, doch nur unter der Bedingung, daß alle Oggersheimer ihrer Person wie vor Zerstörung ihrer Anwesen sicher seien, mit welchem Bescheid der Parlamentär sich entfernte.

Und der feindliche Heerführer? Er mag wohl gelächelt haben. Merkwürdige Leute, die nicht für ihr Vieh und ihre andre bewegliche Habe, ja nicht einmal gegen untragbare Kontributionen Sicherheit be-

gehrten! Klopsenden Herzens erfuhr Hans, daß der Befehlshaber, Gonsalvo Hernandez de Cordova, Fürst von Marartra, in die Affordspunkte willige. Was das bedeutete, lehrten die weithin in den pfälzischen Landen brennenden und geplünderten Orte.

Als eine Stunde später die spanischen Völker ihren Einzug hielten, war es ein merkwürdiger Empfang. Alle Gassen und Häuser waren ausgestorben, kein Rindvieh brüllte aus den Ställen, keine Pferde wieherten, keine Schweine grunzten und nicht einmal ein Huhn gaderte. Veinabe unheimlich wurde den Soldaten in dieser Geisterstadt. War alles etwa eine Falle? Don Cordova hatte mit seinem Stab den Marktplatz erreicht, als aus dem Rathaus Hans Warsch auf die Treppe heraustrat. „Willkommen in Oggersheim!“ rief er in strammer Haltung und rechte, wie er es bei den Mansfeldischen Offizieren gesehen hatte, die Rechte mit dem Schlapphut zu soldatischem Gruß seitwärts hinaus.

Don Cordova senkte ein wenig den Degen, wiewohl diese Oggersheimer Empfangszeremonie ihm sozusagen spanisch vorkam.

Sawohl, erklärte Hans, er sei Kommandant und einziger Bewohner von Oggersheim, und er danke für die Einwilligung in die Affordspunkte. Allerdings, mit der Verpflegung — nun, wenn es gelinge, in Lambsheim und andernorts doch noch einiges zu retten.

Mit blankem Degen stürzte einer der Offiziere nach der Treppe — ein Befehl Cordovas, und der Wütende mußte sich zähmen. Genug, der spanische Feldherr bezeugte durch ein Lächeln seine Anerkennung für den Mut, die Pflichttreue und

Über den Ruf eines Feldherrn entscheidet vor allem der Erfolg. Wie viel daran sein wirkliches Verdienst, ist außerordentlich schwer zu bestimmen. An der unwiderstehlichen Gewalt der Verhältnisse scheitert selbst der beste Mann, und von ihr wird ebenso oft der mittelmäßige getragen. Aber Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.

Helmuth von Moltke

die Pfliffigkeit seines Gegners. Und um den Seinen zu zeigen, welche Behandlung einem so braven Mann wie diesem Hans Warsch gebühre, lud Cordova ihn für den andern Tag an seine Tafel. Der Retter seiner Vaterstadt wußte durch Wis und natürlichen Verstand die Zuneigung des Branden sich noch mehr zu erobern, so daß der Feldherr ihn als seinen Gast immer wieder zu sehen wünschte, bis ihm eines Tages über dem Warten auf Hans beinahe die Suppe kalt geworden wäre. Doch dann erschien der Wadere, ein Sträußchen am Hut und wegen des Ausbleibens sich entschuldigend.

„Mir harwe morgte Kindtaaf, Durchlaucht! Un wann ich Ihne bitte derst —“

Frau Brigitte hatte einen Buben zur Welt gebracht.

So kam der spanische Feldherr Fürst Cordova denn am andern Tag mit seinem Gefolge zu dem Oggersheimer Schafhirten, um bei seinem Erstgeborenen Gevatter zu stehen. Er hatte erlaubt, daß für die Taufhandlung der Frankentaler Pfarrer durch die Linien geleitet wurde. Neben dem Taufbecken, über das der Spanier den Säugling hielt, stand als Patengabe ein silberner Becher, gefüllt mit Gold-Doublonen. Cordova, später Generalgouverneur von Mailand, hat am Ergehen seines Patenkindes stets Anteil genommen, und als die Oggersheimer den Sohn des Schafhirten später zum Bürgermeister machten, soll er gesagt haben: „Wenn er vom Vater, der im Kapitulieren mich zu bestiegen verstand, die Klugheit geerbt hat, haben sie keine schlechte Wahl getroffen!“

Paul Ernst / Der Blinde

Häusern um ein Nachtlager angesprochen, sei aber überall abgewiesen.

Der Vater verlangte dem bescheiden und anständig wartenden Jüngling seine Ausweispapiere ab, setzte sich die Brille auf und studierte sie am flackernden Kienspan. Die Angaben waren richtig. Marien tat der schöne, schlank gewachsene Mann leid, und sie sah den Vater bitzend an; der sagte: „Wir sind die Letzten im Dorf, so müssen wir Euch wohl beherbergen. Ihr schlaft aber in der Scheune, wir haben keinen anderen Raum.“ Der junge Mann dankte herzlich und legte seinen Ranzen ab. Das Abendessen war schon bereitet: für jeden eine Satte saure Milch und ein derber Schnitt Schwarzbrot. Marie holte für den Gast noch eine Satte, schnitt ihm Brot ab und geleitete ihn, der sich in der Nähe der Tür auf die Bank gesetzt hatte, zu seinem Platz. Dann sprach der alte Korbmacher das Gebet, und es wurde gegessen. Nach dem Essen räumten die beiden Mädchen ab, holten ihre Spinnräder vor und begannen zu spinnen. Der Fremde erzählte von seiner Wanderschaft, von Menschen, welche er getroffen, auch von seinem früheren Handwerk. Marie hörte bald mit spinnen auf

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in einem Dorf ein armer Korbslechter, ein Witwer, mit seinen beiden erwachsenen Töchtern. Die Mädchen waren sehr schön gewesen; in einer Pockenepidemie erkrankte die ältere, welche Marie hieß; sie wurde wieder gesund, aber ihr Gesicht war mit Narben bedeckt und hatte alle Farbe verloren, die Augen waren glanzlos; von aller Schönheit war nur das wundervolle kastanienbraune Haar geblieben, das ihr bis an die Kniehelen ging, wenn sie es kämmte, und auch ihre schöne Stimme hatte sich nicht verändert. Die jüngere, Elise, hatte ihre Schönheit behalten.

Das Häuschen des Korbmachers war das letzte im Dorf. An einem Abend klopfte ein fremder junger Mann und bat um ein Nachtlager. Er erzählte, daß er seit einem Jahr erblindet sei und nun sein Handwerk — er war Schlosser — nicht mehr ausüben könne. Da seine Eltern arm seien, so dürfe er ihnen nicht zur Last fallen, und so sei er nun seit langer Zeit auf der Wanderschaft, um zu suchen, ob er nicht irgendwo eine Beschäftigung finde, für die man einen Blinden gebrauchen könne. Er habe bereits in anderen

und sah in das belebte, geistvolle Gesicht des Jünglings, indem sie seinen verständigen Reden lauschte. Gegen halb neun befahl der Vater allen, zu Bette zu gehen. Er begleitete selber den Blinden zur Scheune, machte noch den Rundgang durchs Haus, sah nach, ob das Herdfeuer ausgelöscht war, schloß die Türen zu und ging dann in seine Kammer. Die beiden



Seine größte Freude war, wenn sie ihr Haar auflöste, und er durfte es streicheln.

Mädchen hatten ihm schon vorher gute Nacht gesagt.

Am andern Morgen sprach er zu dem Blinden, er habe sich in der Nacht überlegt, weil er jetzt viel wach liege, daß er vielleicht ein Unterkommen für ihn wisse. Er könne das Korbflechten bei ihm lernen und könne bleiben, so lange er wolle. In der Stadt sei mit einem Male durch irgendeine Mode eine größere Nachfrage nach Körben, und er könne deshalb einen Gehilfen einstellen. Das Flechten sei eine Arbeit, welche Blinde bewältigen können; und da er noch jung sei und wahrscheinlich noch geschmeidige Finger habe, so könne er bald die feine Arbeit übernehmen, die bei ihm jetzt nicht mehr recht vorwärts wolle. Der Fremde sagte mit

vielem Dank ja. Marie wurde über das ganze Gesicht vor Freude rot, und auch Elise freute sich, daß ein neuer Mensch in ihre Einsamkeit kam.

So blieb denn der junge Mann bei der Familie. In sehr kurzer Zeit hatte er die Handgriffe gelernt, und nach einigen Wochen schon konnte ihm der Alte einen kleinen Lohn auszahlen. Etwa ein Jahr lebten die Leute dergestalt zusammen. Marie hatte sich immer mehr mit dem Gehilfen angefreundet, und die beiden hatten schon darüber gesprochen, wie es möglich wäre, daß sie sich heiraten könnten. Der Mann meinte, einen Blinden könne doch kein Mädchen lieben. Sie antwortete: „Wenn einer ein ordentlicher Mensch ist und man hat ihn einmal gern, so sieht man darüber fort.“ Er stellte sie sich als sehr schön vor, indem er sich nach ihrer Stimme und ihren Haaren ein Bild machte, und sprach oft von ihren Augen und ihrer Hautfarbe, und seine größte Freude war, wenn sie ihr Haar auflöste, und er durfte es streicheln. Dann sagte er: „Die Stimme und das Haar sind deine einzige Schönheit, die ich kenne.“ Sie sagte nichts gegen seine Vorstellungen und scherzte nur; aber sie mußte sich bei diesem Scherzen oft zwingen, daß sie nicht in Tränen ausbrach. Der Vater bemerkte die Vertraulichkeit der beiden; er nahm seine Tochter mit auf das Feld hinaus und sprach mit ihr, daß der junge Mann ja ein gutes Wesen habe, aus einer ordentlichen Familie sei und tüchtig arbeiten könne; aber was wolle sie denn mit einem Krüppel anfangen! Die Jugend vergeht und die erste Liebe kann nicht bleiben. Da hätte sie dann einen blinden Mann, und wenn dann die Kinder kämen, so wäre Sorge und Not da. Das verständige Mädchen sah das ein und sprach, daß sie beide das wüßten und sich gesagt hätten, daß sie nicht heiraten könnten, denn sie wollten kein Bettelvolk werden und fremden Leuten zur Last fallen. Aber manches Mal, wenn die Dämmerstunde sei, dann wollten sie das alles vergessen und wollten sich vorstellen, das Unglück sei nicht da. Und sie selber wisse ja auch von sich, daß sie eine Häßliche, wie sie sei, kein Mann

heiraten möge. Nur der Blinde habe sich in sie verliebt, weil er eben ihr Gesicht nicht sehen könne. Dabei weinte sie, und der Vater tröstete sie und sagte: „Ehestand ist Webestand; heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser. Jetzt bist du traurig, aber wenn ein paar Jahre hin sind, dann kommt das Herz in Ruhe, dann sagst du: Es ist doch besser so.“

Nun wurden damals die ersten Staroperationen gemacht, nicht von eigentlichen Ärzten, sondern von Leuten, welche man gegenwärtig als Kurpfuscher bezeichnen würde. Die beiden Mädchen standen immer am Sonnabendmarkt in der Stadt mit ihren Körben aus, und weil die Leute von dem Blinden wußten, so erzählten die ihnen, daß ein Mann in die Stadt gekommen sei, welcher den Star stechen könne. Marie bat ihre Schwester, den Verkauf eine Weile allein zu besorgen und ging zu dem Manne hin. Dieser fragte sie nach allem und sagte dann, nach der Beschreibung sei der Geliebte allerdings wieder sehend zu machen; und da sie arme Leute seien, so wolle er nicht viel für die Operation verlangen, aber zwanzig Gulden müsse er bekommen. Das Mädchen erschrak über die Höhe der Summe. Dann sagte der Mann, daß er nur noch eine Woche in der Stadt bleibe, deshalb müsse sich der Blinde schnell entschließen.

Marie hatte fünfzehn Gulden in ihrer Sparbüchse, und sie wußte, daß ihr Geliebter zwei Gulden gespart hatte. Es fehlten also noch drei Gulden.

In einer versteckten Straße der Stadt wohnte eine alte Frau, welche die vornehmen Damen vom Hofe in der Dämmerung besuchten. Sie kauften bei ihr Schönheitswasser, Schminke, auch Liebes-

tränke. Marie ging zu der Alten, löste ihr Haar und fragte, ob sie ihr drei Gulden für das Haar geben wolle. Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die hohe Summe und bot einen Gulden. Marie ging. Auf der Straße wurde sie zurückgerufen. Die Alte zählte ihr in allerhand kleiner Münze die drei Gulden auf. Marie zählte nach, verwarf einige Stücke und verlangte andere. Endlich war der Handel abgeschlossen. Sie setzte sich auf einen Stuhl, flocht ihre Zöpfe auf, die Alte schnitt das Haar dicht an der Wurzel ab. Marie weinte, tat das Geld in ihre Börse und ging.

Ihre Schwester erschrak, wie sie zurückkam; sie legte ihr Schweigen auf und band ein Taschentuch über den Kopf, wie die Arbeiterinnen in den Scheunen beim Dreschen tun. Zu Hause klagte sie über Kopfweh, um das Tuch zu entschuldigen. Am Abend zog sie den Blinden zur Seite. „Du mußt mir deine zwei Gulden geben“, sagte sie. Er ging an den Tischkasten, nahm das Geld aus der Schachtel und gab es ihr. Dann sagte sie ihm, daß er am anderen Tage mit ihr in die Stadt kommen müsse.

Die Schwestern gingen mit ihm zum Starstecher. Der Blinde mußte sich auf einen Stuhl setzen, der Arzt prüfte die Augen, bereitete Verbandzeug vor und gab es Marien mit der Weisung, hinter den Blinden zu treten und ihm nach den Schnitten gleich die Binde umzulegen. Dann fiel er auf die Knie und betete, die andern beteten lautlos mit zitternden Lippen sein Gebet mit. Dann erhob er sich, nahm sein Messerchen in die Hand, faßte den Kopf des jungen Mannes mit der Linken und schnitt. Der Blinde stieß einen lauten Schrei aus, Marie legte ihm von

Es gibt im Völkerleben Jahre, in denen die Entscheidung über Sein oder Nichtsein für kommende Jahrhunderte fällt.

Adolf Hitler am 7. 2. 1934 in Berlin

hinten gleich die Binde um. „Ich sehe, ich sehe“, schrie er, „es war ein Blitz, ich habe dich ganz in Feuer gesehen, Marie!“ Es war Elise gewesen, die er gesehen hatte. Die drei gingen zurück nach Hause und erzählten dem Vater alles. Er biligte ihr Tun und streichelte liebevoll Mariens Hand. Nie hatte er seine Tochter geliebt. Marie wunderte sich über die



Der Blinde stand mit wankenden Knien auf und schritt auf die Mädchen zu.

Lieblosung und den traurigen Blick des Vaters, aber sie sagte nichts.

Diese Nacht schlief die Familie wenig. In den nächsten Tagen saßen die Liebenden viel beieinander. Der Kranke erzählte immer, wie er Marien im feurigen Glanze gesehen habe, schön wie die heilige Jungfrau. Zuweilen versuchte sie schüchtern, ihn vorzubereiten, daß er enttäuscht sein werde, wenn er sie sehe. Er lächelte nur auf ihre Reden, dann sagte er: „Du müßtest einen vornehmen Herrn heiraten, ich bin nicht wert, daß du mich nimmst.“ Sie sprach von ihrer Krankheit, von den Podennarben, den erloschenen Augen, daß sie ihr Haar nicht mehr habe. Er lächelte nur still vor sich hin. Nach zehn Tagen durfte die Binde abgenommen werden. Wieder saß er auf einem Stuhl; die beiden Schwestern standen vor ihm;

der Vater war an seiner Arbeit auf dem Schemel und hielt einen halbfertigen Korb zwischen den Knien. Langsam, mit zitternden Händen löste der junge Mann den Knoten, die Binde fiel. Er sagte: „Ah!“, stand mit wankenden Knien auf, schritt auf die Mädchen zu und umarmte Elisen. Er hatte Marien gar nicht gesehen. Elise stieß ihn zurück. Marie schrie auf; er sah sich um. „Da ist Marie!“ rief Elise, indem sie auf die Schwester zeigte. Er bezwang sein Herz, trat auf sie zu, um sie zu küssen. Etwas hielt ihn zurück, er küßte sie auf die Stirn. Sie schüttelte den Kopf und machte sich mit sanfter Bewegung frei.

„Du wirst kein Schurke werden an dem Mädchen“, rief ihm der Vater zu. „Nein!“ antwortete er und wollte ihre Hand ergreifen. Sie entzog sich ihm und ging weinend aus der Stube. Gegen Abend machte sie ihrer Schwester Vorwürfe. „Du bist zu jeder Kirchweih gegangen, ich bin zu Hause geblieben. Am Sonntag hast du dich gepudert, ich habe am Herd gestanden. Du hast dein Haar behalten, ich habe es hergegeben. Jetzt nimmst du mir meinen Bräutigam. Es gibt keine Gerechtigkeit.“ Elise weinte. „Ich habe dich aufgezogen wie eine Mutter, nun vergiffst du es mir so“, fuhr Marie fort. Plötzlich weinte auch sie. „Du hast ja keine Schuld, er ist auch unschuldig“, sagte sie. Dann küßte sie ihre Schwester auf die Stirn, und trotz der Dunkelheit machte sie sich auf den Weg in die Stadt; sie wußte eine Familie, welche ein Dienstmädchen suchte. Gegen neun Uhr abends kam sie an, klingelte und fragte, ob man sie wolle; sie wurde gleich angenommen. Nachdem sie ihren Miets-taler erhalten, kehrte sie nach Hause zurück, wo alle so ängstlich über sie waren, und erzählte, was sie getan. Die andern schwiegen. Dann legte sie die Hand ihrer Schwester in die Hand des gebeißten Blinden und sagte: „Ich gebe ihn dir. Es würde nur ein Unglück, wenn er mich heiratete.“

Aus „Deutsche Geschichten.“ Von Paul Ernst. Mit Genehmigung des Verlags Albert Langen/Georg Müller, München.

Des Hinkenden Standrede über den deutschen Sozialismus



Als der Hinkende an einem schönen herbſtlichen Sonntagnachmittag zu ſeinem alljährlichen Beſuch im Dorf eintraf, fand er im Gaſthaus „zum Goldenen Löwen“ die geräumige Wirtſtube und das ſich daran anſchlieende Nebenzimmer bereits mit erwartungsvollen Zuhörern gefüllt. Er konnte auch feſtſtellen, daß unter den Männern, die wieder zuſammengekommen waren, manche fehlten, die den jüngeren Jahrgängen angehörten. Der Krieg hatte viele der Wehrfahigen zu der Pflicht gerufen, das von törichten, übermütigen Feinden angegriffene Vaterland zu verteidigen. So mußte der Hinkende Bote auch hier hören, daß manche ſeiner Bekannten und Freunde nun im Heere ſtanden, und daß beim ſchnellen Vorwartſturmen und Siegen in Polen auch einige ſeiner früheren Zuhörer im „Goldenen Löwen“ dabei geweſen waren.

Von manchem der nun im Felde Stehenden konnte der Hinkende die Anſchrift und die Feldpoſtnummer erfahren, die er ſich aufſchrieb, um ihnen später den neuen Kalender mit der zum Jahre 1941 vielerorts gehaltenen Standrede zuſchicken zu können. Einige Urlauber, die der Hinkende beſonders begrüßt hatte, erklärten auch, ſie würden gerne das, was der Hinkende dieſmal zu ſagen habe, draußen im Bunker oder in ihrer Kaſerne nochmals leſen, und ſie fragten den weitgereiſten

Gaſt, was er denn dieſmal in ſeiner Standrede aufs Korn nehmen wolle.

Der Hinkende, dem der Lowenwirt inzwiſchen mit einem Becher voll goldenen Kaiſerſtuhler Weins aufgewartet hatte, ſagte mit gewichtigem Ernſt, dieſmal komme er endlich dazu, über den deutſchen Sozialismus zu ſprechen, was er ſchon lange vorgehabt habe. Es ſei jetzt an der Zeit, den echten und wahren Sozialismus einmal ins Auge zu faen, nachdem das Wort vielleicht für manche ſeiner Zuhörer von früher her noch einen zweifelhaften Klang habe.

Als es darauf raſch ganz ſtill geworden war in den beiden Räumen, ergriff der Hinkende das Wort:

„Es iſt doch manchmal ein feiner Sinn in den deutſchen Sprichwörtern. Da gibt es eines, das lautet: „Auf dem Dache rit ein Greis, der ſich nicht zu helfen weiß!“ Nun, was tut ein alter Mann in dieſer nicht beneidenswerten Lage? Er jammert, oder er ſchimpft! Kennen wir nicht einen ſolchen Greis, der zu ſchimpfen anfing, weil es ihm ſo geht wie dem Mann im Sprichwort? Er lebt in England und hat in Frankreich einen Freund. Zweifſtimmig ſchimpfen ſie auf Deutſchland und die Sowjetunion. Der eine ſchreit „Verrat!“, der andere „Das verdammte Bündnis mit den Ruen!“ Unſere lieben Freunde Chamberlain und Reynaud!

Es gibt aber im Deutſchen auch eine ſprichwortliche Redensart, die lautet: „Er läßt die Katze aus dem Sack.“ Das bedeutet: Er verrät das, was er eigentlich gar nicht verraten wollte. Auf London und Paris paßt das ganz ausgezeichnet; denn dort hatte man ſich manches ganz anders ausgedacht, und es wäre ja auch ſo ſchön geweſen . . . Nämlich das mit der Sowjetunion! Der große ruiſche Bär, der zwar ſeit 1914 in der Mauser geweſen war und ſich einen feuerroten Pelz hatte wachſen laen, der ſollte dem polniſchen Adler helfen, dem deutſchen Adler einen Rafig zu bauen und das Tor nach Oſten

zu bewachen. Inzwischen sollten englische Schiffe und französische Soldaten — was man eben Franzosen nennt: gelbe, braune und schwarze — den Zugang zum Meer



Auf dem Dache sitzt ein Greis,
der sich nicht zu helfen weiß.

sperren und die deutsche Westgrenze bedrohen. Und zwar so lang, bis schließlich die Lügen- und Greueltränke aus den erprobten englischen und französischen Kochbüchern alle bisher noch nüchternen, das heißt, neutralen Völker benebelt und zum Krieg gegen Deutschland und seinen „Hitlerismus“ willig gemacht hätten.

So hatte man es sich also gedacht. Und nun kam dieser Vertrag mit der Sowjetunion! Zwei Staaten, die man für feindliche Brüder gehalten hatte, schlossen einen Nichtangriffsvertrag! Und nun wurde, wie es wieder im Sprichwort heißt, „aus dem Herzen keine Mördergrube gemacht“. Abwechselnd, bald mit schön geheuchelttem Mitleid, bald mit frommem Abscheu und mit grober Drohung versuchte man der Welt und den Deutschen Angst zu

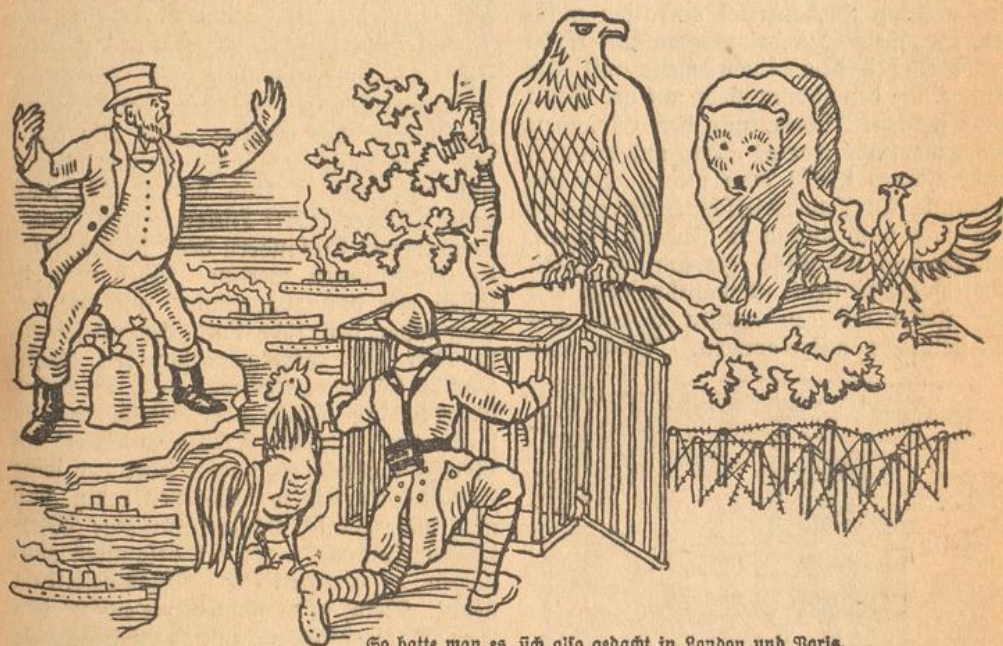
machen vor der neuen Freundschaft mit dem kommunistischen Rußland. Bei den Bauern und Bürgern versuchte man Furcht zu erwecken mit der angeblichen Gleichmacherei und mit der Güterteilung, bei den lieben Eltern mit der Zerstörung der Familie, bei den frommen Gemütern mit dem Abbruch der Kirchen. Man erinnerte an die französischen Schlagworte von 1789: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Wie steht es nun damit? Wir wollen gar nicht untersuchen, ob es alles das, von dem die französischen oder englischen oder neutralen Stimmen flüsteren, in Sowjetrußland gegeben hat oder noch gibt. Wir halten uns an das Wort unseres Feldmarschalls Göring: „Der Bolschewismus ist kein Ausfuhrartikel, so wenig wie der Nationalsozialismus. Die Russen sollen ihren Bolschewismus machen, wir machen unseren Nationalsozialismus.“

Aber aus der Schweiz kam eine andere Stimme, die zwar deutsch zu klingen schien, jedoch ein merkwürdiges Geschmäckle hatte und so ein wenig gemau-schelt war. Die erklärte den dummen Deutschen, der russische Kommunismus und der deutsche Nationalsozialismus seien gar keine feindlichen Brüder, sie seien sich sehr ähnlich, nur etwas verschieden maskiert. Bei den alten Germanen habe es schon einen Kommunismus der Acker gegeben und so sei es ganz sinngemäß, daß diese Entwicklung weitergegangen sei. Sieht man bei solchen Feststellungen die englischen Geldsäcke nicht richtig Beifall nicken, schmerzerfüllt und mit weisheitsvollem Gesicht? Und nun ist's etwas merkwürdig Böses um so ein teuflisches Gerede. Semper aliquid haeret! sagt ein lateinisches Sprichwort. Das heißt: Nur brav verleumdet, es bleibt immer was hängen! Liebe Freunde, habt ihr nicht selber schon in einer schwachen Stunde von einer Verleumdung gedacht: Ich meine, der Kerl hat nicht ganz unrecht? Es ist doch was dran. Und so denken wir in unserem Fall: Haben wir nicht schon in der Schule von den alten Germanen gelernt, die auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken, daß bei ihnen alle Acker gemeinsamer Besitz waren, ge-

meinsam bebaut und gemeinsam geerntet wurden? Und wenn du gar in der Lateinschule gewesen bist, dann fällt dir ein, was vor rund 2000 Jahren der Römer Julius Caesar über unsere Vorfahren geschrieben hat: „Niemand hat ein genau abgegrenztes Maß an Aedern oder eigenem Landbesitz, sondern ihre Obrigkeiten weisen alljährlich den einzelnen Sippen so viel und an der Stelle Land an, wie es

tet, muß man deutlich erwidern. Uns Deutschen von heute, die den Weltkrieg durchlebt haben und jetzt erfahren, wie das Dritte Reich dafür sorgt, daß alle ihren Teil bekommen von dem, was unter der Erde und auf ihr gewonnen wird, dünkt das nicht bloß richtig, sondern auch recht so. Die Paragraphen 13, 14 und 17 des Programms der NSDAP. sagen doch auch so etwas ähnliches, wenn es darin



So hatte man es sich also gedacht in London und Paris.

der Obrigkeit gut dünkt, und zwingen sie, das nächste Jahr anderswo hinzugehen.“ Daß ein anderer römischer Schriftsteller, nämlich Tacitus, 150 Jahre später schreibt, die Landverteilung sei geschehen nach der Würde oder dem Ansehen oder der Stellung, die der einzelne im Staat einnimmt, das fällt manchem nicht ein, denn es wurde erst in einer höheren Klasse gelesen und er war vorher vielleicht schon sitzen geblieben, redet aber doch mit über Sachen, die er nicht versteht. Dann erklärt er vielleicht: Bei den Germanen herrschte der Grundsatz der Gleichheit. Alles gehörte allen. Der Boden wurde gemeinsam bebaut und abgeerntet. Das merkt man ja noch an Wörtern wie Allmende, das heißt, Allgemeinbesitz. Aber dem, der solches behauptet,

heißt: „Wir fordern eine unseren nationalen Bedürfnissen angepasste Bodenreform, Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke.“ Wir möchten also ganz gern an diesen sogenannten Aderkommunismus unserer Vorfahren glauben, und lange Zeit haben die klügsten Professoren daran geglaubt. Und doch ist das gerade so grundfalsch und unsinnig wie die faulen Bärenhäuter, die nur tranken und spielten und ihre Frauen wie geschundene Sklaven arbeiten ließen. Das alles hat es nie gegeben. Stellt euch nur einmal vor, es gäbe keinen Bürgermeister und Polizeidiener mit Macht und Gewalt, mit dem Strafzettel und dem Säbel, keinen Reichsnährstand und kein Arbeitsgericht, und

mun sollten alle Bauern in euerm Dorf am gleichen Tag, im gleichen Gewann das gleiche Korn säen oder ernten, und es wäre jedes Jahr in einer anderen Lage ihrer Bemerkung diese Zuteilung an die einzelnen Bauern nach dem Grundsatz der Gleichheit und Gerechtigkeit neu vorzunehmen. Was meint ihr wohl, was es da gäbe? Wahrscheinlich daselbe, wie wenn alle Frauen zu gleicher Zeit und immer den gleichen Küchenzettel einhalten müßten. Streit und Händel würden kein Ende nehmen, bei dem einen mehr mit der Zunge, bei den andern mehr mit der Faust ausgefochten! Nein, mit der Gleichheit des Eigentums war es nichts und mit dem gemeinsamen Besitz auch nicht. Die sogenannte Dreifelderwirtschaft, die manche von euch noch aus ihrer Jugend kennen, und die man oft als die germanische Wirtschaftsform hinstellt, ist wahrscheinlich erst viel später auf den großen Gütern des Mittelalters aufgetommen. Wald und



Wer kümmerte sich um einen altgewordenen Handwerksmeister?

Weide sind immer schon gemeinsam benutzt worden, aber Haus und Hof, Acker und Vieh gehörten jedem einzelnen „nach der Würdigkeit“, sagt der alte Tacitus, der hier einmal recht unterrichtet war.

All die großen Könige und Staatsmänner der deutschen Geschichte wußten

es, daß das Eigentum an Grund und Boden und anderem Besitz vom Staat gefördert und geschützt werden muß: Karl der Große, der vergeblich gegen den Verfall bäuerlichen Eigentums an weltliche und geistliche Herrschaften ankämpfte, so gut wie die Bauern im großen Bauernkrieg von 1525, die für ihr freies Eigentum starben, der preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn, der alte Fritz, die keine eigentumslosen Leibeigenen auf den Staatsgütern wollten und ihre im Krieg oder Frieden eroberten Provinzen zu Bauernländern machten, der Freiherr vom Stein, der meinte: „Die alte deutsche Verfassung ist auf Grund und Eigentum aufgebaut.“ Und darum läßt auch unser Führer Adolf Hitler in den zurückgewonnenen Ostländern deutsche Ansiedler zu Eigentümern werden. Aber nicht so fassen wir das „Eigentum“ auf wie der Engländer, der reiche Lord, der mit seinem so oder so zusammengebrachten Besitz machen kann, was er will — z. B. bestes Ackerland zu Wald oder Weide werden lassen darf, um für Jagd und Sport ein schönes Gelände zu haben, oder der seine Industriearbeiter so ausnützen kann, daß man diese rücksichtslos eigennützig Wirtschaftsgesinnung nach der bekannten englischen Industriestadt Manchester nennt. Nein, so versteht der Deutsche den Begriff Eigentum nicht, sondern Eigentum soll er benützen, wie es im Paragraph 24 des Programms der NSDAP. heißt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, oder im Paragraph 10: „Die Tätigkeit des Einzelnen darf nicht gegen das Interesse der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen.“ Der deutsche Erbhofbauer, der seinen Hof verkommen läßt, ist die längste Zeit Erbhofbauer gewesen; darüber wacht das Erbhofgericht im Interesse der Allgemeinheit. Der Kaufmann und Industrielle oder auch der Bauer und die Bauersfrau, die etwa den Krieg ausnützen wollten, um für ihre Erzeugnisse Kriegsgewinne herauszuschlagen, werden vom Vater Staat schnell nach Numero Sicher gebracht und unschädlich gemacht.

Eigentum, ihr lieben Freunde, verpflicht-

tet zu gemeinnütziger Leistung. Aber wie steht es mit der Gleichheit? Wollte man sie wirklich durchführen, so dürften doch nicht nur die Aecker und Häuser und Sparkassenbücher geteilt werden, es müßten auch die Pflichten und Aufgaben gleichgemacht werden. Stelle nun sich jeder von euch vor, er solle die Arbeit, die Verantwortung und Leistung unseres Führers übernehmen und tragen! Wer getraut sich jetzt noch von der Gleichheit zu reden? Das merkt doch jeder sofort, daß von Gleichheit keine Rede sein kann, solange es noch Unterschiede unter den Menschen gibt nach Wille, Fleiß, Verstand und Charakter. So waren auch die alten Germanen nicht Leute von Einheitsformat; auch sie haben ihre Männer nicht „gezählt“, sondern „gewogen“ und den Besten zum Führer und Herzog gewählt.

Aber eine Gemeinsamkeit hat es freilich bei ihnen gegeben. Die rechte Brüderlichkeit nämlich. Wenn Not und Gefahr kamen, in Kriegsbedrängnissen oder Hochwasserschwierigkeiten, in den kriegerischen Angstzeiten der Landstuche während der Völkerwanderungszeit, beim Siedeln im Sippenverband, in Vertrag und Bürgerschaft, in Sühne und Fehde, im Sippeneid und in der Blutrache, wo aus dem Guten manchmal Schlimmes wurde, da stand immer einer für den andern, alle für einen, einer für alle. Das war der echte deutsche Sozialismus, der später auch in dem Spruch auf der preußischen Bauernfahne zum Ausdruck kam:

Wir sind Bauern von geringem Gut
und dienen unserm König mit unserm Blut!

Und wie es aus dem Munde Friedrichs II., des größten Preußenkönigs, kam: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“

Stärker und überzeugender noch zeigt sich wahrer deutscher Sozialismus in der sozialen Gesetzgebung des neuen deutschen Reiches und in den großartigen sozialen Einrichtungen, die in der NSDAP verankert sind. Die nationalsozialistische Regierung war es, die sowohl Invaliden- als auch Altersversicherung, die fast rettungslos dem Ruin zusteuerten, wieder auf gesunde Füße stellte; heute kann sich jeder schaffende Deutsche, ob Bauer oder Ur-

beitsmann, eine Rente für seine alten Tage sichern. Und wie dankbar sind die Kriegsoffer des Weltkrieges, denen heute eine auskömmliche Rente ihr schweres Los erträglich gestaltet. Wer kümmerte sich um einen altgewordenen Handwerksmeister, dem der goldene Boden seines Handwerks nur trügerischer Schein geblieben war? Er mochte sehen, wie er sich durchschlug. Heute sorgt eine planmäßige Altersversicherung dafür, daß auch sein Lebensabend frei von Sorgen ist. Oder denken wir an das oft tragische Altersschicksal großer Künstler,



Wie sie für Mutter und Kind in Müttererholungsheimen und Kinderstippen sorgt.

die vergessen von aller Welt ein Bettlerdasein führten. Heute sorgt deutscher Sozialismus dafür, daß ihnen auch im Alter des Lebens Sonne den Abend verschönt. Und mitten im Krieg war es doch, daß unser geliebter Führer seinem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley den stolzen Auftrag gab, eine Altersversorgung für das gesamte deutsche Volk auszuarbeiten. Die Durchführung dieses Planes verspricht wohl das größte Sozialwerk aller Zeiten zu werden.

Und wie ist es denn mit den sozialen Einrichtungen der NSDAP? Da sollte man eigentlich nicht viel Worte verlieren darüber, denn die sprechen doch jeden Tag für sich selbst. Meine Zeit würde wohl auch kaum dazu langen, alles das ausführlich zu erzählen, was heute die in der ganzen

Welt wohl einzig dastehende Nationalsozialistische Volkswohlfahrt an sozialer Gemeinschaftsarbeit leistet. Wie sie die notleidenden Volksgenossen betreut, auf daß keiner hungere oder friere; wie sie für Mutter und Kind in Müttererholungsheimen und Kinderkrippen sorgt. Betrachten wir auch die wundervolle soziale Einrichtung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die es auch den ärmeren Volksgenossen ermöglicht, die Schönheiten unseres lieben Vaterlandes oder die Wunder fremder Länder kennen zu lernen; die dem Volke die herrlichsten Kulturschöpfungen auf allen Gebieten der Kunst erschließt, die uns Kunst sehen, hören und verstehen lehrt. Denkt einmal an eure wunderschönen Dorfabende; denkt daran, daß euch Rdf. den wertvollen deutschen Film ins Dorf bringt; denkt daran, wieviel Freude, Kraft und Erholung diese wundervolle Organisation unsern braven Soldaten am Westwall vermittelte.

Das ist wahrer deutscher Sozialismus, dessen oberster Grundsatz heißt: „Alles für mein Volk, alles für die Gemeinschaft!“

Hierzu wird heute jeder deutsche Volksgenosse von früher Jugend an erzogen. Das ist echter deutscher Sozialismus, daß wir bei allen Unterschieden des Besitzes und der Aufgaben wissen von der Verpflichtung, die sich auf die Gemeinsamkeit des gleichen Blutes gründet. Die Rassegesetze, die unsere Wissenschaft heute immer tiefer erforscht, kannten die Germanen zwar nicht, aber sie lebten sie, darum blieben vor Jahrtausenden schon bei ihnen die Sklaven, die meist Blutsfremde waren, von allen Pflichten und Rechten des Freien ausgeschlossen. Klingt es nicht wie aus grauer Vorzeit, wenn es im Parteiprogramm heißt: „Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist, Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist.“

Und nun, liebe Freunde, noch das dritte Schlagwort, das die Franzosen und Amerikaner in der Revolution von 1789 meinten erfunden zu haben: Freiheit! Da stand doch, wie unsere Zeitungen mitteilten, im letzten Jahr in einem Schweizer Blatt eine Betrachtung zu lesen, nach der müßte das Großdeutsche Reich ein einziges großes

Zuchthaus sein, und jeder Deutsche dürfte nur ganz still in sehnächtigen Wünschen an die Freiheit denken oder gar singen von der „Freiheit, die ich meine“, die es bei den alten Germanen gab, und die es natürlich für jeden Engländer von heute noch gibt, damit er von seinem Heim sagen kann: „Mein Haus ist meine Burg.“ Wir wissen es besser, und wir lachen über solche törichte Verkennung der Freiheit, die niemals eine Lösung der Bindungen an Familie, an Volk und Staat sein kann. Die wahre Freiheit besteht doch gerade darin, daß jeder so handeln darf, wie es ihm seine Verantwortung gegenüber den bluthaftesten, volkhaftesten und staatlichen Bindungen gebietet. Persönliche Freiheit ist etwas ganz anderes als die verantwortungslose Schrankenlosigkeit im Handeln des einzelnen, von der der Dichter sagt:

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergift,
was sie der Reicheshhre schuldig ist!

Das führt schließlich zum Anarchismus, dessen schreckliche Auswirkungen wir ja aus der Geschichte der Menschheit kennen. Man könnte ja wirklich ein trauriges Buch schreiben, wie es mit der Freiheit oft in deutschen Landen ging, wie der größte Teil des Volkes sie verlor in den Zeiten des mittelalterlichen Lebensstaates oder bei den absoluten Fürsten der neueren Zeit. Aber auf vielen Blättern müßte doch auch viel Stolz von ihr stehen. Von dem alten Germanen, der sich selber Recht verschaffte — aber nicht in der Weise, daß er jenes Freiheitslied hätte betonen können: Freiheit, die ich meine, sondern ein Recht so, wie Ueberlieferung, Sippen- und Volksart es geschaffen haben. Dann vom Kampf um rechte, bürgerliche, politische Freiheit von echter, guter Art, nicht um das, was im Zeitalter des Liberalismus daraus geworden ist, eine Gelöstheit von jeder Verantwortung. Endlich auch das gewaltige Ringen um die Freiheit, das wir selbst erlebten, um die Freiheit, unter der wir das Recht verstehen, nach dem Vorbild des Führers allen Willen einzusehen zum Dienst für die Allgemeinheit, also für das deutsche Volk!

So haben alle echten deutschen Sozialisten die drei Schlagworte Freiheit,

Gleichheit, Brüderlichkeit verstanden, und nicht nur verstanden, sondern zu Leben, Tat und Leistung werden lassen. Und wer da nicht mitmacht, der ist kein Deutscher, der hat kein Lebensrecht im nationalsozialistischen Staat des deutschen Volkes!"

Als der Hinkende seine Rede geendet hatte, lag über seinen Zuhörern zunächst eine Stille, in der sich sowohl die Achtung vor dem verehrten Sprecher als auch vor seinem so anregend behandelten Thema ausdrückte, und die weiterhin auch zu erkennen gab, daß die Ausführungen des Hinkenden die Gäste des „Goldenen Löwen“ zum Nachdenken gebracht hatten. Man dankte dann dem Hinkenden auf die übliche Weise durch Zurufe und Handklatschen und mit freundlichem Zutrinken.

Es war noch früh am Abend, darum wollten die Leute noch eine kleine Weile beisammenbleiben. Die Sonne ging ja nun in der „Sommerzeit“ eine Stunde später unter, und so konnte man sich noch ein wenig aussprechen, ehe man sich auf den Heimweg machte. Für manchen gab es

zu Hause noch etwas Arbeit im Stall oder sonst noch etwas zu besorgen.

Der Bachfrieder, einer der alten Freunde des Hinkenden, brachte mit einigen herzhaften Worten zum Ausdruck, was alle bewegte. Sie fühlten nach der Rede des Hinkenden das Glück, einer starken Volksgemeinschaft anzugehören, in der jeder seinen Platz, sein Ansehen, seine Pflicht und sein Recht hat. Und sie wurden sich bewußt, daß solch eine auf dem echten, deutschen Sozialismus aufgebaute Volksgemeinschaft in dem Krieg, der nun um Deutschlands Recht und Freiheit geführt wird, in sich die Gewißheit des Sieges trägt.

Anknüpfend an die zuletzt vom Hinkenden gehörten Worte, forderte der Bachfrieder auf, eines der neuen kernhaften Lieder zu singen, ein Lied von der Freiheit, in das auch sofort alle einstimmten:

Nur der Freiheit gehört unser Leben!
 Laßt die Fahnen dem Wind!
 Einer stehe dem andern daneben,
 aufgeboten wir sind!
 Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein!
 Solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein.



Das Himmelswägele

Erzählung von Kurt Arnold Findeisen

Unsere erzgebirgische Urgroßmutter Johanna Sophia Wagner ist eine wunderbare Spizenklöpplerin gewesen, wie sich ja das Klöppeln von Borten und Ranten im Erzgebirge seit Jahrhunderten im Schwange befindet. Noch haben wir von ihr ein mit Heu und Stroh vollgestopftes Kissen, das einer in die Länge gezogenen Trommel oder auch einer dicken Magenwurst nicht unähnlich sieht. Es ist mit grobem Leinen überzogen, und an den beiden Schmalseiten, da wo sich das Leinen im Kreis zusammenschürt und zwei runde Löchlein läßt, sitzen zwei altmodische Bildchen. Auch

ein paar Endchen Spitze, die die Ahne geklöppelt oder, wie sie damals wohl sagten, gekuttelt haben soll, dazu etliche „Klöppelbriefe“, sind noch vorhanden. Die Klöppelbriefe sind Rärtchen aus verblichenerem Papier, das einst kressenrot gewesen sein mag, arg zerstückelt und zerschunden; sie zeigten die Muster, nach denen die Nadeln mit den bunten Glasköpfen gesteckt wurden. Um diese Nadeln schlangen die Hände dann den Zwirn der Klöppel. Die alten Bortenendchen der Ahne sind ebenfalls nicht mehr ansehnlich. Bögen und Ecken zerzaust, manche Fädchen zerrissen, das Ganze grau und schattenhaft, und es

ist nicht daran zu denken, daß jemals wieder eine schöne Frau damit geschmückt werden könnte. Aber bei dem einen Stück ist doch noch zu erkennen, daß es sich um ein überaus zierliches Gebilde gehandelt haben muß, um ein Krügelchen, das aus lauter großen und kleinen sternähnlichen Verknüpfungen, die im Viereck stehen, zusammengefeßt war und das, dereinst um einen schlanken Mädchenhals gelegt, aus einem schlanken Jüngferlein gar wohl eine halbe Prinzessin gemacht haben mochte. Es ist trotz aller Ergrauthheit etwas Edles, etwas Gediegenes an der alten Borte, etwas, das auf unerklärliche Weise beglückt und gefangen nimmt.

Bekanntlich ist das Klöppeln eine mühsame und schwierige Kunst gewesen, und es hat oft lange gedauert, ehe die Klöpplerin hinter all die Handgriffe und sonstigen Geheimnisse gekommen war. Wieviel hundert Verschlingungen und Verknüpfungen waren möglich! Wie unterschiedlich waren schon nach Art und Zahl die Schläge, die die Klöppel auszuführen imstande waren. Da gab es halbe Schläge, ganze Schläge, Kreuzschläge und Doppelschläge, da gab es Köbel-, Zipfel-, Rosen- und Raupenborten; da gab es Lang- und Rund- und Spanisch- und Französischgefütteltes. Und wie wunderbar erschienen die Namen, die sich im Lauf der Jahrhunderte für einzelne Muster ausgebildet hatten! Da hießen welche etwa Morgensonne, Jungfernkranz, Schnällchen, Schlanglein, Spänglein, Kirchenfenster oder Weintraube, Tulipan, Rosentöpflein, Granatapfel, Kreuzspinne, Fledermaus. Da gab es Muster, die umkieseln unter so lustigen Bezeichnungen wie Herrenwürstlein, Mauszähnen, Quartspitzen, Pfaffenhütchen, Badeschwamm, ja da waren sogar Muster vorhanden, die sich eines vertrauten Uebernamens nicht schämten, etwa wie Stiefelknecht, Froschkopf, Holz-

bock, etwa wie Flöhe, Wangen, Rindszungen, Eselschwänze.

Das eine Endchen Borte nun, das von der Hand unserer Urgroßmutter herrührt, das mit den Sternbögelchen, scheint auch dem Namen nach etwas besonderes zu sein. Es heißt Himmelswägele, — das ist von Mutter zu Mutter überliefert worden —, Himmelswägele, was soviel besagen soll wie: kleiner Himmelswagen. Und natürlich gehört zu dem Namen eine Geschichte.

Ein harter und grobschnäuziger Mann — erzählt die Familiensage — war der Bergschmied Christian Wagner auf der Bergfreiheit zu Neustädte, der die Jungfrau Johanna Mofzig gehehlicht hatte. Da die Fündigkeit der Bechen damals schon stark zurückgegangen war, schien auch sein Handwerk für ihn alles andere als einen goldenen Boden zu haben, und so hielt er streng darauf, daß seine Frau und seine halbwüchsigen Kinder mitverdienten. Die Kleinen trieb er zu Dienstleistungen dahin und dorthin, sommers nach Beeren und Pilzen in die Wälder, wintertags nach Tannenzapfen, Holz und Reisig; die Frau mußte von früh bis abends hinterm Klöppelsack sitzen. Da aber in dieser Zeit die Mode, die schon damals von nichts als Launen lebte, den handgearbeiteten Borten nicht sehr gewogen war, fanden auch die schönsten Klöppelsachen kaum einen Käufer. Der Schmied schimpfte und fluchte und machte seiner Frau das Leben schwer, also daß ihr manche Träne zwischen die klappernden Hölzer fiel. Sie versuchte es bald mit dem, bald mit jenem Muster; wenn die „Gansäuglein“ nicht gefielen, meinte sie, dann würde vielleicht die „Spinne“ mit den sechs Beinen abzusehen sein, und als sich auch diese Hoffnung als vergeblich erwies, versuchte sie es mit dem „Federlein“ und dem „Mandelkern“ und den „gedrehten Semmeln“. Sie saß oft bis spät in die Nacht bei ihrer

Die Ehrfurcht vor den großen Männern muß der deutschen Jugend wieder als heiliges Vermächtnis eingehämmert werden.

Adolf Hiller am 25. 3. 1935 in Berlin

kleinen Klößlampe und warf Schlag auf Schlag und drehte und schlang den Zwirn und knüpfte und bestete und steckte durch, also daß es klirrte wie in einem kleinen Mühlenwerk und daß man wohl fürchten konnte, es möchten die Klöppel heiß werden in ihren hölzernen Tütchen. Böglein schob sich um Böglein über ihren kreisroten Brief, Ede um Ede und Ranke um Ranke. Aber alles umsonst. Die Ware häufte sich, doch sie erbrachte kaum soviel, als zum Ankauf neuer Zwirnrollen nötig war. Der Mann wurde immer übelhumiger und unleidiger, und da er durch sein großes Wesen bald den letzten Kunden von seinem Amboß fortgekelt hatte, geschah es, daß im Häuslein auf der Bergfreiheit eines Tages die bittere Sorge durch die Fenster sah.

Die Frau, die ein frommes Herz hatte, flehte mit ihren Kindern den Himmel an, er möge ein Einsehen haben, und jede Nacht, ehe sie sich niederlegte, trat sie noch einmal vor die Tür, um zu beten. Da leuchteten dann die Sterne wie ein endloses Geslecht von feinsten und kostbarsten Spizhen auf sie herab, und das erfüllte sie immer wieder mit neuer Zuversicht. Sah sie am nächsten Morgen hinterm Klöppelsack, geschah es dann wohl, daß die abendliche Sternenschau noch ihren Sinn erfüllte, und ohne daß sie sich der Sache recht bewußt wurde, flochten ihre Hände immer mehr und mehr von dem himmlischen Zierat in ihre Muster, also daß etwas Neues und noch nicht Dagewesenes unter ihren Fingern erwuchs.

In dieser Zeit geschah es, daß ihr Mann sie zwang, mit der angehäuften Ware auf Messen und Märkte zu ziehen. Wenn die Leute nicht zu ihr ins Haus kämen, ihr Spizhenzeug zu kaufen, schrie er sie an, müßte sie es eben den Leuten unter die Nase halten. Und da vor Tür und Fenster Dezemberschnee sich häufte und der Markt, der zeitlich am nächsten lag, der zu Schneeberg war, hielt die Frau in der Nachbarstadt Schneeberg ein paar Tage vor Weihnachten zum ersten Male ihre Ware feil.

Sei es nun, daß die Nähe des Festes die Gemüter mit besonderer Kauflust

füllte, sei es, daß die zierende junge Klöpplerin den Leuten leid tat, es traten immer häufiger Käufer an ihren Stand. Und da die Eigenart ihrer Borte bald offenbar ward, denn die Bewohner der alten Bergstadt verstanden etwas von Klöppelspizhen, setzte sie bis zum Feste nicht nur ihre neueste Ware ab, sondern alles, was sie an Spizhen bisher gearbeitet hatte.

Mit Freudentränen sah sie zum Himmel auf: Ihr Gebet war erhört worden! Und da ihr letztes Muster, das mit den Sternen, es gewesen war, das die gute

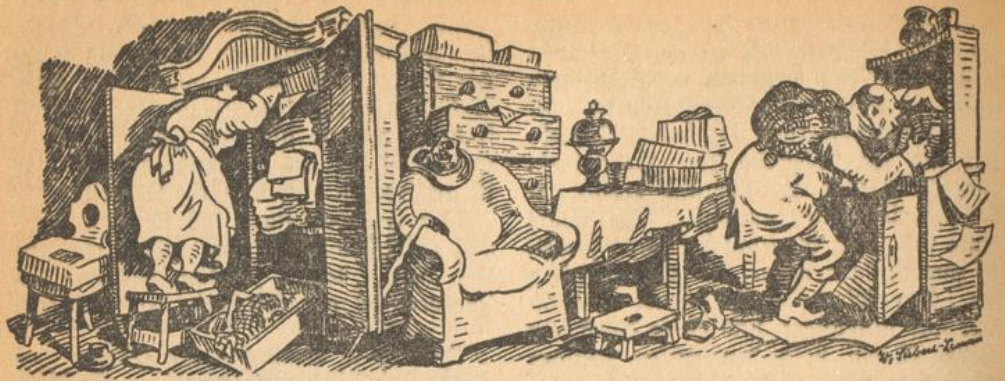


Der Mann wurde immer übelhumiger und unleidiger.

Wendung herbeigeführt hatte, nannte sie es in ihrem dankbaren Herzen kurz und bündig das Himmelswägele; denn der Himmelswagen war das einzige Sternbild, das sie beim Namen kannte.

Das Himmelswägele ist nachher bei allen Klöpplerinnen hoch angesehen gewesen, und Hunderte haben es gern und mit Liebe nachgemacht.

Wir Nachgeborenen aber meinen: das alte graue Endchen Spizhe rührt uns deshalb so ans Herz, weil die Tränen unserer Urgroßmutter darauf gefallen sind und weil sie ihren kindlichen Sternenglauben hineingeflochten hat mit ihren Klöppeln.



Der vergeßliche Michel / Von Ernst Eimer

Der Höderssteiner Bastehammerts-Michel war wegen einer Steuer-sache an einem Herbstmorgen in das Kreisstädtchen Schotten aufs Amt bestellt. Da krabbelte er schon in aller Frühe vom Strohsack, schlurste in der Hast den von seiner Gritt gekochten Kaffee hinunter und suchte dann im Schrank auf der Oberstube die für die Vorladung nötigen Papiere zusammen. Dann hing er seinen Rucksack noch über den Budel, nahm den großgriffigen Eichensteden in die Faust und küßelte davon.

Durch die vielen Regengüsse der letzten Tage war der Boden aufgeweicht, und ballige Erdklumpen klebten dem Michel an den derben Stiefeln. Aber trotz der Schwere seiner Gehwerkzeuge stapfte er großschrittig voran und war bereits nach drei dicken Stunden beim ersten Schottenner Haus. Bastehammert zuppelte nun vor dem Einmarsch ins Städtchen Kragen und Anzug zurecht und wollte auch die Schriftlichkeiten noch einer kurzen Prüfung unterziehen. Er durchsuchte die Rock- und Hosentaschen und schließlich noch die Weste, fand aber vom Schriftstück keine Spur. „Bin ich bebert oder wer?“ kopfschüttelte der Michel und fing das emsige Getaste von vorne an. Er nestelte sogar die Hosentaschen heraus und die Rocksäcke noch dazu — doch alles war umsonst.

„Sauerlös und Wafesfleisch!“ brum-

melte der wie vor den Kopf gestohene Bast, „wahrhaftig ja, mein Steuertram ist fort. Ich Brüllochs hab' die Wische sicher daheim liegen lassen.“

Gleich drehte sich der Bastehammert um und stiefelte wieder dahin, woher er kam. Und weil die fehlende Zeit ihn drängte, so stodelte er nun drauflos wie der Siebenmeilenmann. Reuchend und schwitzend und brummig wie ein Bär kam Michel mit dreipatschigen Beinen nach nun drei knappen Stunden zu Hause an.

„Ach Gritt!“ krach er zur Tür hinein, „ich war schon in Schotten und habe ja die Schriftlichkeiten hier liegen lassen.“

„Die Schriftlichkeiten?“ schrie die Gritt noch lauter als ihr Mann und schlug die Hände zusammen, daß es hellauf klatschte. „Aber Michel, warum denn auch das und wie siehst du denn aus? Gerade wie ein Wuzi und bist vollgespritzt bis an den Budel.“

„Ist es denn ein Wunder, bei diesem Sudelgemuddel?“ jammerte der Michel. „Aber Frau, nun hilf mir doch schnell, schnell suchen.“

„Ich bin ja schon dran“, hastete die Gritt und riß die Tischschublade auf.

„Steden sie hier?“ schnaufte der Michel und half drin wühlen.

„Nicht da“, sagte kurz die Gritt und fingerte den Deckel des Bankkastens hoch,

doch gleich war auch der Alte an ihrer Seite.

„Ei Mann!“ krakeelte das Grittche, „mußt du mir denn überall am Rockzipfel hängen wie ein kleines Kind. Suche doch woanders, damit es schneller geht.“

„Ach so, ja ja“, stotterte der Bast und stürzte nebenan in die Kammer. Da rührte er das mit vielerlei Sachen belegte Wandbrett durch, warf Strümpfe und Unterhosen aus den Hentelförben und stieß einem Stuhl in die Seite, daß dieser kopfüber auf die Dielen knallte.

„Du Steiffschächter!“ schrie die wie wild suchende Ehefrau, „weißt du sonst nichts als Stühle umschmeißen?“ Und dort in der Kammer liegt ja doch niemals die Schriftlichkeit.

„Ach, halt einmal“, hastete der Michel, stolperte wieder aus dem Nebenraum, warf sich vor dem Ofen langewegs auf den Bauch und äugelte unters Bett.

„Jetzt wird's zum Lachen!“ rief Gritt mit bitterem Schmunzeln. „Seit wann liegen denn Steuerzettel unter dem Bett?“

„Ei, der Wind oder die Raze kann so etwas schon besorgen“, gab der Michel drauf und raffelte sich wieder hoch.

„Knoblauch und Entendutsch!“ staunte die Bastin. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, sonst wär das Geschreibsel da. Nun ist alles Untere nach oben gekehrt und ich weiß wirklich nicht mehr, wo man suchen soll.“

„Tausend Gewässer“, klagte der Michel, „auf der Kirchenuhr schlägt's jezt elf und um zehn bin ich aufs Schottener Amt bestellt. Nun kann ich ja nicht mehr hin und werde am End noch bestraft.“

„Ei, Michel!“ schrillte die Gritt nun so laut, daß ihr Mann vor Schrecken einen Luftsprung machte, „besinn dich doch, wo du das Schriftzeug hast.“

„Ja, wo, wo, wo?“ tat Michel ganz verdattert. „Es ist — vielleicht — noch oben im Schrank.“ Und mit donnerndem Holtergepolter trappelte er treppauf und seine Ehehälfte stelzte aufgeregt hinterdrein.

„Siehst du, Gritt“, weinerte der Mi-

chel, „hier in der Schublade lagen die Zettel, und ich weiß es noch wie heut.“

„Ei, du Mondkalb“, schrie die Bastehammert ihrem Mann ins Gesicht, „es war ja erst heut!“

„Ach gewiß, ja freilich, das war es auch“, fieberte der Michel und rupfte wie besessen in den Papieren herum. Uralte Kaufverträge kamen ans Licht, und Tauf- und Geburtscheine wirbelten wie Schneeflocken umher.

„O du lieb Himmelche“, mahnte das Grittche, „nun gib doch ein bißchen acht. Du wirfst ja alles kreuz und quer, und kein Mensch bringt da mehr Ordnung hinein.“

„Ei so?“ polterte der Alte, „suchen wir Ordnung oder Steuerzettel? Und sie müssen herbei, und wenn wir das Haus auf die Firstenziegel stellen.“

„Das müssen sie auch“, griff die besorgte Hausfrau nun wieder ein und knuppelte in allen Schubladen und Kästen herum, die auf der Oberstufe standen. Michel aber segte im Trapp treppab, durchsuchte noch einmal die Stubenwinkel mitsamt der Kammschachtel und dem Uhrenkasten und alle seine Rock- und Hosentaschen. Dann stand er sinnend und kummervoll mit schlaffen Armen. Und auch die Gritt kam nun noch zu ihm hin, enttäuscht und mit leeren Händen.

„O Dundria!“ tat Michel ganz zerknirscht. „In meinem langen Leben ist mir so etwas noch nie passiert.“

„Mir auch noch nicht!“ schrie Grittche auf und fuhr nun flink mit beiden Armen auf den Rucksack los, der ihrem Mann am Budel hing. Schnell loderte sie die Schnur, fingerte die heiß ersehnten Steuerzettel heraus und hielt sie ihrem verdunsteten Ehegemahl unter die Nase.

„Hier sind die Schriftlichkeiten!“ brüllte Gritt dem Michel in die Ohren, „du Bläß!, du Schaf!, du alter Durmel!“

„Ja, Grittche, ja, — du hast ja recht — und ein großes Kamel bin ich noch dazu“, stotterte verwirrt der Michel und ließ sich stöhnend auf die Wandbank plumpfen.

Nächtliche Musikantenfahrt

Erzählung von Max Bittrich

In der Wiesen-, Wald- und Wasserlandschaft des Spreewalds wohnte einmal der Bauer, Fischer und Musikant Quadaß. Der blies und geigte so feurig, daß seiner feurigen Musik kein Knochen widerstehen konnte. Dorf und Stadt holten ihn. Stundenweiter Heimgang in tiefer Finsternis ängstigte ihn nicht. Er behauptete, böse Geister und Kobolde und verführerische Nixen, die sich ihm in übler Absicht näherten, müßten nach seinen Weisen tanzen — ob sie wollten oder nicht.

Seine Tanzmusik war in der Dorfschenke wie im Schlosse gesucht, und so fiel ihm ansehnlicher Lohn zu. Geigte er beim Grafen Lynar in Lübbenau, so verlangte er nach altem Herkommen zwei Ferkelchen als Entgelt.

Nun war bei den Lynars auch einmal an Silvester große Jahresfeier.

Quadaß hielt die Tanzlustigen bis lange nach Mitternacht beisammen — bis ihm der Atem versagte. Oft hatte der fleißige Musikant die trodene Kehle angefeuchtet, als er endlich die ihm zukommenden Ferkelchen an sich nahm.

Während andere Bläser und Fiedler kurzen Weg bis zu ihrem Dache vor sich sahen, hatte er allein durch weite dunkle Einsamkeit zu marschieren. Diesmal werde er schwerlich vor Sonnenaufgang bei seinem Weibe anlangen, rief er. „Gott gebe euch Glück, daß ihr hübsch gesund bleibt bis auf Wiedersehen“, rief er seinen Bekannten zu, und damit warf er die Hälfte des Quersacks, in dem die Ferkel steckten, über die Schulter, und die andere Hälfte mit dem zweiten Ferkel fühlte er auf der Brust. So machte er sich auf den Weg.

Raum aber war er ein paar hundert Schritte dahingetappt, so verschleierten sich Sinnen und Trachten im Branntwein-Nebel. Die Gedanken entglitten Quadaß wie schlüpfrige Schlangen, und die Beine wollten von der gewohnten Oberherrschaft des Kopfes nichts mehr wissen. Eine

Wohltat, daß der Himmel am gemächlich fließenden Wasser des Spreekanal's dicke Wände raschelnden Schilfs hatte wachsen lassen! Trefflich, wie dieser leicht wahrzunehmende Wegweiser nun die Richtung angab, so vor dem Sturz in die Flut warnte, sich geduldig bis zur Fuhrmannskneipe am Wald hinzog!

So überlegte Quadaß, doch nach einer Weile stolperte er wie von unsichtbaren Armen gepackt in das Schilf. Uengstlich griff er in die ähen Stengel und gewann nur langsam Sicherheit.

Heda! Horch! Wer flüsterete im Schilf? Und was glomm dort im dünnen Schneegestöber auf? Woher kam das fahle Licht? Und sang da nicht jemand?

Der Wanderer spitzte die Ohren. Ah, man war vor der Waldschenke angelangt, in der nach Neujahrsanbruch frohes Leben quirkte. Eine bescheidene Stärkung vor dem weiteren unsicheren Heimgang würde der Kehle willkommen sein. Voran! Genehmigen wir noch ein Gläschen! Hängen wir den Quersack mit den Ferkelchen für einen Augenblick an den Haken im Hausflur!

Als der Sack an der Wand zappelte, hochte sein Eigentümer bei lärmendem festlichem Ueberschwang im verräucherten Gastzimmer. „Wirt, nochmal einschenken! und noch einmal!“

Ein Gast nach dem andern erhob sich schwer. Da entrichtete auch Quadaß seine Schuldigkeit, wankte aus der trüben Stube und nahm draußen die lebende Last an sich.

Nur schattenhaft nahm der Musikant alle Wirklichkeit wahr; die Sinne waren noch verschwommener geworden. Ordentlich froh war er, als er den schweren Sack wiederum auf Brust und Rücken fühlte. Der Wurf über die Schulter hatte viel Kraft erfordert, merkwürdig viel. „Ihr tut gerade, als sträubtet ihr euch, ihr Schweinzeug!“ schimpfte der Musikant. „Ihr solltet froh sein, in euern Stall zu gelangen. Seid ihr verrückt geworden, daß

ihr jetzt hopst und springt wie Hechte an der Angel? Ruhe! Sonst fliegt ihr samt dem Sack ins Wasser!"

Dabei schloß er bereits mit voller Wucht auf der Straße weiter. Ach, wie ersehnte er sein Bett!

Hätte man nur erst den Kreuzweg hinter sich, wo harmlose Fußgänger von Geistern der Finsternis am Narrenseil geführt wurden, auch wenn sie sich tapfer wehrten! Wo die wilde Jagd durch Gewölk und gepeitschte Aeste fauste!

Am besten, man nahm sogleich einen tüchtigen Anlauf, johlte dazu wie von Sinnen und überrannte die verdächtige Strecke ohne Pause.

Er setzte an, als gelte es den Wettlauf mit dem Tode, ruckte eilig den Sack zurecht, damit er auf der Flucht festhabe, fühlte die Inzassen darin. Aber im selben Augenblick spürte er auch deutlich, wie der hintere Teil des Sacks toll zu wackeln anhub, wie sich der Inhalt dort in wahrhaft wahnsinnigem Wirbel drehte, sich hob, über die Schulter strebte. Welch verheerender Kobold hatte sich in den Sack geschlichen?

Das soeben wütend, zügellos aufgesprungene Ferkelgetreisch ging maßlos in heißes Fauchen über; Dämonen schienen Feuer zu speien. Eine fremdartige Stimme fuhr in den tochenden Tumult. Gleich einem in unbezähmbarem Liebesdusel schier berstenden Rater und seiner Ragensippigkeit brüllte, stöhnte, miaute der Sack auf dem Buckel des erbleichenden Musikanten. Dazu das Quitschen der Schweinchen — wie gellender Notruf. Und nun sogar — wupp! schwupp! — flog, von unsichtbarer Macht geschleudert, der verdächtige Sackzipfel mit dem rätselhaften Bewohner auf die arme Schulter.

Keine Frage mehr: ein unerhört freches, bössartiges Ungekim trieb in dem Beutel sein zorniges, hinterlistiges Unheil.

Ein Griff der Verzweiflung — hupp, schnellte der Sack in seine ehemalige Lage zurück. Allein ebenso heftig — wutsch! — schlug er in weitem Bogen auf den Brustkorb des Ratlosen, zum Kerker des zweiten, fromm und einsam gebliebenen Ferkels.

Quadaß fühlte kaltes Grauen. Und gleich wieder überrannte ihn Fieberhitze. Wollten die Schredgespenster, diese Raufbolde, die bildschönen Ferkelchen krank machen oder gar umbringen?

Hilfe! Zu Hilfe!

Er legte den Arm über die vordere Sackhälfte, zum Schutze, zog die Pfeife aus der Tasche und blies aus Leibesträuten in das ohrzerreißend schrille Instrument. Weit in die Nacht stießen die Töne. Möglicherweise holten sie Beistand, riefen die Welt auf, den Höllenpuf wegzuscheuchen, bevor schlimmes Unglück geschah.

Nach Hausel In die sichern vier Wände.

Von dem Abenteuer angetrieben, setzte er sich in Trab. Er stolperte, die Angst trieb ihn wieder voran. Schweißstriefend erreichte er sein Besitztum. Fast kopfüber stürzte er in den Hausgang. Atemlos lehnte er an der Wand, bevor er die Stube betreten, die Türe hinter sich zuschmettern konnte.

Er rief nach Weib und Knecht.

Zu den Ferkelchen habe sich in der Dunkelheit irgendein unbegreifliches Wesen gefunden, das sich im Sack einmal schlangengleich winde, dann wieder grunze und miaue.

Ob er bei nüchternem Verstande sei, fragte die Frau.

Der verschlafene Knecht stand scheu vor der unbekanntenen auf den Dielen zappelnden Fracht.

Quadaß, des Beistandes gewiß, kommandierte mit fester Stimme: „Du nimmst den Besen zur Hand, und sobald ich das giftige Gezücht aus dem Sack lasse, schlägst du zu, daß dem Scheusal jeder Knochen bricht.“

Als hätten sie nur auf ein Zeichen zum Beginn neuer Fehde gewartet, so nahmen Angreifer und Opfer im Sack den lauten Kampf nochmals auf. Der Sack hüpfte, schrie Zetermordio, spie, fuhrwerke mit schlimmem und schuldlosem Inhalt durch das Zimmer, daß Weib und Knecht nach Türe und Fenster blickten.

Quadaß zeigte den mutig gewordenen Mann. Er wickelte die beiden Enden des

Sterzwingers langsam auseinander, damit die Öffnung frei werde. Vorsicht! Die Frau raffte jammernd die Röcke



Der Sack hüpfte, spie und fuhrwerkte durch das Zimmer, daß Weib und Knecht nach Türe und Fenstern blinnten.

zusammen, der Knecht hob die Waffe, um das Ungeheuer zu züchtigen.

„Aufgepaßt!“ mahnte Quadaß zum letzten Male, und er streckte Arm und

Finger weit aus, um den übrigen Körper von der Gefahr zu entfernen.

„Jetzt!“

Hui! Fauchend schoß ein getigertes Etwas mit gekrümmtem Rücken und glühenden grünen Augen hoch, durch die Stube, und fuhr gleich einer Kugel durch Tür, Hausgang und Garten ins freie Feld und ward nicht mehr gesehen.

Der Besen traf nur die Diele und wirbelte Staub auf.

Drei verdutzte Gesichter starrten sich an.

Die Frau besichtigte die beiden Ferkelchen und bemitleidete sie: „Nun schau ein Mensch, wie zertrast sie sind! Welch ein Geschmeiß hast du unterwegs aufgelesen!“

„Wie soll ich wissen, wie sich das Gektier nennt, wo seine Wohnung ist, was in ihm steckt und wie der Zugang in den Sack möglich geworden ist!“ Noch lange grübelten sie den Schrecken dieser Silvesternacht und den geheimen Hintergründen nach, ohne das Rätsel zu lösen.

In der Waldschenke aber saß am Neujahrsmorgen der Hausknecht mit den Mägden am Kaffeetisch und lachte. „Ich möchte wissen“, lärmte er, „wie Musikant Quadaß zu Hause mit unserm alten bissigen Kater angelangt ist, den ich ihm heimlich zu seinen Ferkeln in den Sack gesteckt habe, während er bei uns Schnaps hinter die Binde goß.“

Landbriefträger Zagler / Von Lorenz Strobl

Mit 65 Jahren wurde der Landbriefträger Zagler aus dem Dienst entlassen. 44 Jahre hatte er in der Gemeinde Zeitungen und Briefe ausgetragen. Jeden Tag 9 Kilometer unter die Beine genommen. Das waren im Jahre rund 3200, in 44 Jahren 140 800 Kilometer. Als ich das dem guten Zagler vorrechnen wollte, um zu beweisen, daß seine Ruhe wohlverdient und berechtigt wäre, schüttelte er nur müde den Kopf.

Nun erst, seit dem Tage der Pensionierung, spürte er, daß ihn die 140 800 Kilometer ein wenig müde gemacht hatten.

Alt . . . ? Zagler ist nicht alt. Nur

ein wenig müde, und diese Müdigkeit würde er schnell vergessen, wenn . . .

Doch die Entlassung ist nicht umzustoßen, ist Gesetz.

Als danach am ersten Morgen um 5 Uhr früh der Postzug an seinem Häufel vorbeifährt, springt der Alte wie ein Junger aus den Federn, greift nach dem Lederranzen am Mauerhaken.

„Ach so . . . der Haken ist ja leer . . . Den Ranzen trägt nunmehr ein anderer.“

„Zagler ist zu nichts mehr nutz . . . ist altes Eisen . . .“

Das läßt sich schwer begreifen, wenn

man 44 Jahre im Dienst gestanden hat. In 44 Jahren wird Arbeit zum Leben.

"Rast ist Rost." Zagler spürt es an den Knochen, die er an der Sonne wärmt. Rast ist Zerfall, ist der Anfang vom Ende.

Zagler will nicht rosten, will schaffen.

Ein Landbriefträger, der mit 140 800 Kilometer dreieinhalbmal den Erdball umquert hat, kann nicht stillsitzen. Muß wandern, marschieren, sonst „dickt das Blut in den Adern“ . . . Das ist ganz natürlich.

Aber auch sonst ist alles innere Gleichgewicht gestört. Vor vier Wochen tat er noch Dienst; konnte den Bauern beistehen mit Rat und Tat, durfte der datterigen Webermutter allmal die Briefadresse schreiben — für den Sohn in Amerika, durfte . . . durfte . . .

Und heut' — ist der Zweck des Lebens mit der Arbeit ausgelöscht.

Das ist schwer.

Da hört der pensionierte Landbriefträger Zagler im Lautsprecher den Jahresbericht vom großen Werk der NS.-Volkswohlfabrik, hört, daß Hunderttausende von

Helfern ihre freie Zeit den Ärmsten des Volkes schenken.

Freie Zeit . . .? Zagler hat viel zu viel freie Zeit. Er weiß, daß vor der Zeit ihn gerade die freie Zeit langsam töten würde. Ja, er weiß es ganz bestimmt. Er fühlt es heute schon im Herzen, in den Knochen.

Am anderen Morgen meldet er sich beim Amtswalter der NSB.

Wird mit Freuden aufgenommen.

Und heut'?

Blodwalter Zagler ist Tag für Tag unterwegs. Verkauft WSW-Abzeichen. Sucht Ferienplätze für erholungsbedürftige Kinder, sammelt Beiträge ein. Darf den Leuten wieder raten und helfen.

Die Zahl der Mitglieder hat er um 40 Prozent gehoben. Er, der pensionierte Landbriefträger.

Und kerngrad' und aufrecht trägt er wieder sein graues Köpfl, ist froh und heiter, ist stolz und selbstbewußt, weil er wieder ein schaffends Glied in der großen deutschen Volksgemeinschaft werden konnte.

Braver Landbriefträger Zagler.

Oskar Bergien / Der Stille

Es lag etwas feierliches in der Art, wie er uns an jenem Morgen, den ich nie und nimmer vergessen werde, die Hand entgegenstreckte und zu jedem von uns nur diese zwei Worte sagte: „Kamerad! — Hein!“

Einige lachten darüber und nannten ihn einen komischen Raus. Doch ich lachte nicht. Ich wußte wohl selbst nicht recht warum, aber etwas war da, das mich freundlich, ja heiter stimmte und mich dem Hein auch so entgegenzetreten ließ.

Er kam an die erst vor einigen Tagen neuaufgestellte Presse. Ich hatte es vermutet und gehofft, und so erfreute es mich, denn mein Arbeitsplatz lag gleich daneben.

Hein mußte dergleichen Maschinen schon mehr bedient haben; jeder Handgriff, den er tat, besagte es, und auch der Meister hielt sich nicht lange bei ihm auf.

Ab und zu, wenn die Arbeit nicht

gerade meine ganze Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahm, guckte ich zu ihm hin. Hoffte, vielleicht etwas von ihm, seinem Leben zu erfahren. Doch Hein war ganz bei seiner Arbeit.

Eine Woche mochte seit dem Tage, da er bei uns anfing, vergangen sein, da erst erfuhr ich näheres von ihm. — Er hatte mich lange warten lassen, wenn man bedenkt, daß ich schon von der ersten Stunde an alles aufbot, um ihm nahe zu kommen. Gewiß, er war einige Jahre älter als ich — aber war das ein Grund, auf Fragen kaum zu hören? — Ich muß gestehen, auch ich war nahe daran, ihn stolz und eingebildet zu nennen und ihn einfach links liegen zu lassen, so wie es die anderen schon lange taten.

Es war nicht viel — wenigstens dem Umfang nach — was ich vorerst von ihm erfuhr, doch es genügte mir.

Den großen Krieg hatte er als Siebzehnjähriger mitgemacht. Nicht lange, acht Monate nur, war es ihm vergönnt gewesen, in vorderster Linie für sein Vaterland zu kämpfen; denn dann geriet er in die russische Gefangenschaft. Sibirien . . . ! Dieses letzte Wort setze ich hierher, so wie er es mir gab. Was sollte ich hinzufügen?

Ja, ich drang nicht weiter in ihn, — das, was er preisgegeben hatte, genügte mir. Es ist wohl immer so, daß wir stumm werden, sowie sich ein schweres fremdes Schicksal vor uns entschleiert. Wir stehen plötzlich wie unter einem gewitterdunklen Himmel, bedrückt von einer namenlosen Gewalt.

Es schmerzte mich jetzt immer, wenn sie ihn unter sich hochnäsigt, ja Kriecher nannten. Und ich ging dagegen an — Aber meine Macht war zu klein. Man mußte schon wissen und die Oberfläche durchschauen können, dann erst konnte man zu Hein stehen, aber ganz.

Liefen die Maschinen, so war er der Arbeit mit Leib und Seele verschrieben, — nichts lenkte ihn ab, — kein Zuruf, — nichts! Das ließ manches Hohnwort aufsteigen. Mich traf es jedesmal wie ein Schlag, denn einmal sah ich, wie Hein darunter zusammenfuhr.

Und einmal riet ich ihm, dem Lautesten die Faust zu zeigen. Ein Schatten lief da über sein Gesicht, und wie Peitschenschläge trafen mich die Worte: „Kerl! — Quatsch!“

Nie wieder habe ich etwas ähnliches zu ihm gesagt. Denn nun begriff ich erst richtig sein Wort, womit er uns am ersten Tage begrüßte. Und dieses Wort bedeutete mir auf einmal mehr, viel mehr als es bisher der Fall gewesen. Es hatte auf einmal eine so große Tiefe und Breite — und es wandelte sich bei dieser Erkenntnis vieles in mir.

Um so mehr schmerzte es mich natürlich, daß ihn die anderen alle so sehr verkannten. Und so kam es, daß ich eines Tages — es war in der Mittagspause, draußen, auf dem Lagerplatz — gegen den Will, den lautesten Heizer, die Faust erhob.

„Kerl —!“ schrie Hein da und schlug mir den erhobenen Arm zurück. „Feigling!“ rief da ein anderer, und kam auf Hein zu.

In dessen Gesicht bemerkte ich ein Zucken, — und ich sah, wie sich seine ganze Gestalt straffte. Doch das war gleich vorüber . . . er hatte sich nun wieder in der Gewalt. — Seine Augen nahmen nun einen unsagbar traurigen Ausdruck an.

Vor diesem Blick wich der andere, etwas unverständliches vor sich hin murmelnd, zurück.

Kurz darauf kam der Meister. Ein Wagen sei soeben angefahren, der müsse sofort abgeladen werden.

Hein spuckte in die Hände und sagte: „Los! Kommt!“

Es lagen mehrere schwere Maschinenteile auf dem Wagen. Wir packten zu.

Als wir das letzte und wohl auch schwerste Teil heruntersetzen wollten, versagte plötzlich eine Kraft. Die Sache schien brenzlich. Das Teil drohte zu kippen. Doch dann lag es wieder fest in unseren Armen. Und der, der versagte, stand daneben!

Ich stand vor einem Rätsel. Wie konnten wir die Last noch in den Armen halten? Und dazu auch noch ohne besondere Schwierigkeiten absetzen?

Ja — es klappte! Das Ding lag vor uns. Da streckte der, der versagte, weil ihn eine kleine Uebelkeit befallen hatte, dem Hein die Hand hin, und wir wußten, wem wir es zu verdanken hatten, daß die Sache trotz allem klappte — dem Hein! Mit seinem Knie hatte er das Ding abgefangen, als jener losließ, und dann beim Absetzen das Bein gebraucht. Eine Leistung! wie wir alle feststellen mußten.

Das Bein war ein wenig zerschunden, ja, aber — was tat das? Der Hein selbst lachte noch darüber. „Es hätte härter kommen können!“ meinte er, und da hatte er recht, denn einer von uns hätte bestimmt sein Teil abgetrieget, wenn er nicht gewesen wäre. Und dann: das Maschinenteil, wäre es heil geblieben? Es bestand aus Gußeisen.

Von dieser Stunde an nannten sie ihn den Stillen. Etwas wie Ehrfurcht lag darin.

Nachtgespenster

Erzählung von Franz Hirtler

Bei Nacht hat die ganze Welt ein anderes Gesicht als am hellen Tage; auch die Gefühle und Gedanken vieler Menschen sind zu nächtlicher Stunde von der Düsterteit beschattet, die über der Erde liegt. Wer im stillen Einbachtal das schindelgedeckte, blühsaubere Haus des Försters Kunz im Sonnenschein freundlich daliegen sah am grünen Wiesenabhang, der machte sich wohl keine Vorstellung davon, wie bang einem Menschen dort in dunkler Neumondnacht zumute sein konnte. Dem jungen Kunz, dem Förster, machte es freilich nichts aus, wenn die schwarze Finsternis über dem Tal lag. Er fand im tiefsten Dunkel seinen Weg durch den Wald und über den schmalen Nachsteg zu seinem Berghäusle, wie er es nannte, und seine Frau Regine blieb völlig ruhig, wenn er einmal abends eine Stunde oder zwei länger ausblieb als gewöhnlich, weil er droben bei den Felsen auf einen Rehbock gewartet hatte. Sie wußte ihren Ludwig drüben auf dem Berg, irgendwo im Raum des Tals, das nun ihre Heimat geworden war. Sie ließ auch am späten Abend die Tür offen stehn für ihn und sang ihren kleinen Hubert in den Schlaf.

Das wurde nun freilich anders, als im Spätsommer der Krieg ausgebrochen war, der Förster Kunz zu seinem Regiment hatte einrücken müssen und auch bald darauf bei dem schnellen Vormarsch in Polen seinen Mann stellte. Da fühlte Regine mit einemmal die Einsamkeit dieses Tals, in dessen Waldrevier sie sonst immer irgendwo ihren Ludwig gewußt hatte. Es zog sie nun tagsüber nichts mehr an das Fenster oder vor die Haustür zu einem raschen Blick hinüber auf den Rapsenberg, den Silberbuck oder den Klusentwald, wo sie sonst manchmal ihren Mann hatte jauchzen oder seinen „Wolf“ hatte bellen hören, auch laufchte sie nicht mehr wie früher in die Stille hinaus, ob droben am Berg ein Schuß fiele, denn nun paßte der Ludwig nicht mehr bei den Felsen oder im Dobel auf einen Rehbock.

Mit einemmal aber war etwas über Regine gekommen, was sie vorher nie gekannt hatte, eine unheimliche Furcht, von der sie überfallen wurde, wenn die Nacht in das Tal herabsank. Das bange Gefühl in ihr kam aber nicht aus der Ueberlegung, daß sie nun in ihrem abseits liegenden Haus in Gefahr war, von irgendeinem Kerl überfallen oder bedroht zu werden. Solche Befürchtungen lagen ihr zunächst ganz fern. Es war einfach die Einsamkeit, die sie am späten Abend bedrückte und ihr die Welt unheimlich machte; ihre Gedanken, die zu dieser Stunde mehr als sonst bei ihrem Manne weilten, wußten nun gar nichts von ihm und kannten nicht den Ort, wo er weilte und was ihn um diese Zeit beschäftigte. Wenn während des Tags das weite Talrevier ihr noch das alte vertraute Gesicht zeigte, so war sie bei ihrer Arbeit einigermassen beruhigt, in der Nacht aber wurde ihr die Welt draußen gespenstisch. Es half ihr nichts, daß sie nun die fünfzehnjährige Maria, die tagsüber den kleinen Hubert behütete, auch während der Nacht bei sich behielt. Das Rindermädchen war selbst schon in der ersten Nacht von tiefer Unruhe befallen und wollte Schritte um das Haus gehört und Stimmen vernommen haben. Aber des Försters „Wolf“ blieb, ohne sich zu rühren, auf seinem Ruheplatz. Regine wollte Maria beruhigen, sprang aus dem Bett und holte aus dem Gewehrschrank ihres Mannes Drillingsbüchse und erklärte der bebenden Maria, sie werde mit den Strolchen fertig, und wenn es ein halbes Duzend wäre. Sie zeigte Maria, daß sie das Gewehr zu laden verstand. Es rührte sich aber in dieser Nacht nichts mehr, und am darauffolgenden Tag lachte Regine selbst über die dumme Angst, von der sie befallen gewesen war. Sie spürte wohl, daß Marias Anwesenheit ihre Bangigkeit eher vermehrte als verminderte, aber sie konnte nicht mehr ohne das Mädchen sein. Ihrem Mann schrieb sie kein Wort von ihrer Unruhe während der Nacht, die ihr

am hellen Tag oft sehr töricht erschien. Ludwigs eigene Briefe, die in ihrer Wortfargheit eine verhaltene Sehnsucht nach Regine zum Ausdruck brachten, aber nichts von seinen näheren Lebensumständen verrieten, bewiesen ihr, daß er keine Ahnung davon hatte, wie seine Frau mit Nachtgespenstern kämpfte.

Oft war ihr der Anblick ihres friedlich schlummernden, kaum sieben Monate alten Kindes eine Ablenkung von den bösen Bedrängnissen während der Nacht. Sie hatte auch Augenblicke, wo sie gerade um den kleinen Hubert sich ängstigte und sich ganz in unsinnige Vorstellungen verlor. Einstmals, als ihr Ludwig von dem wilden Klusen-Eber erzählt hatte, einem riesigen Untier, das vorn und hinten einen mit schrecklichen Hauern bewehrten Kopf habe, hatte sie fröhlich über dies Kinder-Schredgespenst gelacht, das vom Klusenwald aus manchmal herabkommen solle. Aber nun geschah es, daß sie einmal gegen Mitternacht, als sie eben an Ludwig einen Brief schrieb, ein unerklärliches dumpfes Geräusch vernahm, das aus der Richtung des Klusenwalds kam und sich rasch näherte. Als plötzlich auch „Wolf“ von seinem Platz aufsprang, sich mit zornig verhaltenem Anschlag gegen eine drohende unsichtbare Gefahr wandte, und gleichzeitig der kleine Hubert kläglich zu wimmern begann, konnte all ihre klare Vernunft nicht mehr gegen die Vorstellung aufkommen, daß der Klusen-Eber das Haus bedrohe. Maria stieß einen leisen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. Regine aber sprang zum Gewehrschrank, nahm die Blüchse, riß das Fenster auf und feuerte.

Der Schuß ging talaufwärts und weckte ein vielfaches schauerliches Echo von den Bergwänden. Einige bange Minuten lang lauschte die Frau in die schwarze Dunkelheit hinaus, in der sich nichts rührte. Dann schloß sie in merkwürdiger Beherrschtheit das Fenster und beruhigte die zu Tode erschrockene Maria. Es sei

nichts gewesen, oder vielleicht nur eine Täuschung. Sie schrieb ihren begonnenen Brief mit unruhiger Hand zu Ende, erwähnte aber nichts von dem seltsamen Vorfall und sprach nur noch den Wunsch aus, Ludwigs Hoffnung auf Heimaturlaub möchte sich bald erfüllen.

Nach einigen Nächten, in denen der Vollmond schien und nichts Auffälliges geschah, glaubte Regine, ihr empfängliches Gemüt werde sich nun an die nächtliche Einsamkeit gewöhnen und sich keinen dummen Spuk mehr vorgaukeln lassen. Aber das entscheidende Ereignis, in der sie ihre sichere Ruhe wieder gewinnen und sich in selbstverständlicher Tapferkeit zeigen sollte, stand ihr noch bevor.

In dem leichten Schlummer der neben ihrem Kinde ruhenden Mutter hatte Regine noch gehört, wie die alte Schwarzwälderin in der Stube nebenan zwölf schlug. Da wurde sie durch ein deutliches Pochen an die Fensterläden völlig geweckt. Diesmal konnte es keine Täuschung sein. Auch „Wolf“ war aufgesprungen und gab Laut. Regine sah sich nun vor die Notwendigkeit gestellt, auf jeden Fall dem unheimlichen Pocher entgegenzutreten. Rasch war sie angezogen, und als das Klopfen diesmal an der Tür sich heftig wiederholte, fragte sie, nachdem sie noch rasch zum Gewehrschrank geblickt hatte, wer draußen sei. Sie hörte einige raube Laute, rasch hervorgestohlene Worte in einem ihr fremden Tonfall. Sie verstand nichts. Einige Augenblicke gingen lautlos vorüber, dann pochte es wieder, und nun schien es Regine, als flehe ein Mensch mit gebrochener Stimme um Hilfe. Sie dachte an allerhand Möglichkeiten, die sich nun ergeben konnten, an Geschichten, die ihr Ludwig erzählt hatte, aber sie führte ihre Ueberlegungen nicht zu Ende, sie trat zur Tür und öffnete . . .

Ein Mann mit blutigem Gesicht und zerrissenen, vom Straßenschmutz besleckten Kleidern trat unsicheren Schritts herein

Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein

Adolf Hitler, *Mein Kampf*

und sank auf die breite Ofenbank nieder. Regine rief den zu scharfem Angriff bereiten „Wolf“ zurück. Sie begriff, daß dem Mann ein Unfall zugestoßen war, und daß es nun an ihr war, zu helfen. Wenige Worte des Blutenden und der Anblick seines Anzugs gaben ihr bald Klarheit darüber, was geschehen war. Bei den Felsen im Klusenwald war ein Kraftwagen von der schmalen Straße in den Bachdobel abgestürzt, und der Kamerad des blutenden Fahrers lag noch droben. Man mußte ihm helfen, so schnell es nur möglich war.

In dieser Nacht, als Regine mit der schweigenden Maria, die sich vor der Dunkelheit graute, durch den Klusenwald schritt und den leichten Handkarren des Försters zur Bergung des Verunglückten vor sich herschob, gab es keine Gedanken an den wilden Klusen-Eber. Regine fühlte sich in Ludwigs Forstrevier, sie ging den Weg, der seinem Fuß vertraut war zur Tag- und Nachtzeit. Wenn er sehen könnte, wie sie zu solcher Stunde durch den Wald schritt! Davon wollte sie ihm bald schreiben. Im Bachdobel war es für die beiden Frauen schwierig, den Verunglückten beim spärlichen Schein ihrer Laternen zu finden und schließlich den stöhnenden Mann, der weit vom abgestürzten Wagen lag, auf den Handwagen zu legen. Aber sie brachten das Rettungswerk zustande. Als sie endlich mit ihrem Gefährt auf dem Rückweg waren, dabei auf die Unebenheiten des von ihnen benutzten Waldwegs zu achten hatten, um dem Verletzten schmerzliche Erschütterungen zu ersparen, erwachte Maria, die seine Hand hielt, plötzlich aus ihrem angstvollen Schweigen. „Gottlob, er lebt!“ sagte sie zu Regine.

Im Berghäusle lagen nun zwei Hilfsbedürftige weich gebettet in der Obhut der Frauen, und schon bevor der drunten im Dorf herbeigerufene Arzt zur Stelle war, konnten die beiden Pflegerinnen erkennen, daß es nicht so schlimm mit den Verletzten stand, die ein Opfer ihres jetzt besonders gefährlichen Berufs geworden waren. —

Das Erlebnis dieser Nacht, in der Regine und das Mädchen nicht mehr zum

Schlafen gekommen waren, beschäftigte die Gemüter der zwei Frauen noch an den folgenden Abenden, und als bald darauf die Stille der Nacht wieder durch Pochen an der Tür unterbrochen wurde, waren die Insassen des Berghäusles weit weniger bestürzt als dies früher geschehen wäre. Mit festem Ton rief Regine den Pocher an und fragte, was er so spät noch wolle. Eine fistelige Männerstimme antwortete, es klang freundlich und etwas schalkhaft zugleich; der nächtliche Besucher, wünschte eingelassen zu werden zu einem gemüthlichen Plauderstündchen. Da lachte Regine denn sie hatte erkannt, daß es der



Regine aber sprang zum Gewehrschrank, nahm die Büchse, riß das Fenster auf und feuerte.

Finken-Sepp war, ein gutmüthiger Sechziger, der nie zum Heiraten gekommen war, aber allen Mädchen und Frauen schöne Worte sagte. Sie erklärte, zum Plaudern habe sie jetzt keine Zeit mehr, er solle hinunter ins Dorf gehen, im „Alder“ werde er noch jemand finden zur Unterhaltung. Aber der Finken-Sepp ließ sich so schnell nicht abweisen. Er begann zärtlich zu miauen wie ein alter Kater. Dann krächte er wie ein junger noch ungeübter Hahn und schließlich meckerte er zutraulich, als begrüße ein Ziegenbock seine Geiß. Dazwischen flehte er mit seiner kindlichen Stimme um Einlaß. Regine lachte ihn

aus und rief ihm gute Nacht zu, er solle jetzt heimgehen. Aber der Finken-Sepp hatte es damit nicht eilig, er zog seine Mundharmonika aus der Tasche und spielte lustig drauflos sein Lieblingslied:

Vom Wald bin ich kommen,
wo's stockfinster is,
und ich lieb dich von Herzen,
das glaub mir gewiß!

Auf einen Wink, den das Mädchen gleich verstand, lief Maria die Treppe hinauf in die obere Stube, und mit einemmal klatschte ein kräftiger Wasserstrahl vom Kammerfenster herab. In das Lachen der Frauen mischte sich das empörte Räsontieren des abziehenden Finken-Sepp, der auf die verdammten Heren schimpfte.

Immer mehr ging es dem Winter entgegen und immer länger wurden die Nächte. Im Berghäusle fühlte man sich eingehüllt in die tiefe Kriegsdunkelheit, die über Tal und Wald lag, und nahm



Dann saßen sie beisammen um den Tisch, erlebten das Glück des Sichwiederhabens und tranken sich zu.

das lautlose, feierliche Schweigen der Nacht erschauernd hin als eine Offenbarung der unfassbaren Ewigkeit. Und darum war es jedesmal ein schreckhaftes Erlebnis, wenn plötzlich ein naher Erdenlaut die Stille durchbrach.

Diesmal war es ein merkwürdiger

Klang, ähnlich dem Geton der kleinen Kapellenglocke drunten im Tal, es bimelte munter und im Takt draußen vor der Tür. Fragend und nicht ohne Ängstlichkeit schaute Maria von ihrem Kalender auf zu Regine, die achselzuckend im Zimmer stehen blieb. Blitzschnell war „Wolf“ von seinem Lager aufgesprungen zur Tür, wo er schweifwedelnd und bellend etwas zu erwarten schien. Plötzlich hörte das Klingeln auf und ein kräftiger übermütiger Jubelschrei stieg auf. Das brave Echo des Einbachtals nahm sich Zeit, ihn getreu zu wiederholen. Als es verklungen war, rief eine Männerstimme draußen ganz vertraulich und froh: „Regine!“

Schon am Jubelschrei erkannte Regine den nächtlichen Besucher draußen. „Er ist's!“ rief es aus ihr, als gäbe es nur einen einzigen Er auf der weiten Welt. Sie stieß den Sperriegel zurück und schloß die Tür auf. Mit einem großen Schritt, lachend und auf einem emporgehaltenen kupfernen Kochkessel läutend, trat der Unteroffizier Kunz in sein Haus. Gleich darnach aber fiel der mitgebrachte Kessel zu Boden, denn nun hielt der glückliche Urlauber seine Regine in den starken Armen. Man mußte die Begrüßung kürzer gestalten, als man es wünschte, denn da stand ja auch Maria und schaute zu. Darum legte die heimgekommene Wehrmacht mit behaglichem Nechzen ihr Gepäd ab. Den kupfernen Kochtopf, den sich Regine schon lange gewünscht hatte, habe er in einer großen Stadt am Rheine erstanden, und eine gute Flasche Wein habe er auch, die müsse jetzt gleich getrunken werden. Dem schlafenden kleinen Hubert widmete der kriegerische Vater einen langen zufriedenen Blick; dann saßen sie beisammen um den Tisch, erlebten das Glück des Sichwiederhabens und tranken sich zu.

In einer Pause schweigenden Sichfreuens wuchs aus der Stille draußen ein seltsames schnurrendes Geräusch.

„Ist das wieder der Klusen-Eber?“ fragte Maria halb spaßhaft, halb ängstlich.

„Laß ihn nur brummen, Maria“, sagte Regine, die sich in Ludwigs Arm schmiegte, „er wird uns nicht stören in dieser Nacht!“

Es war im Winter des Kriegsjahres 1914. Die rasch zu einer Division zusammengestellten Freiwilligenregimenter brannten auf den Tag des Ausmarsches. Gestern wurden die geschliffenen Bajonette in Empfang genommen, heute, bei dem angeblich letzten Appell auf dem Marktplatz zu Ebingen, teilte man unserer Korporalschaft die Neuen zu. Diese Neuen aber waren alte Krieger aus den Argonnen, umkrustet vom weißen Dreck heißer Gefechte im französischen Waldgebirge.

Wir Grünhörner schwiegen. Wir ahnten nicht, weshalb man unsere Reihen „durchschöß“ mit alten Kriegern, gleichsam wie man ein Buch durchschießt mit neuen Blättern zu Korrektur und letzter Feilung. Noch ahnten wir nicht die heilige Kameradschaft im Felde, die alles bedeutete, die Bestand hatte auch dann noch, als Nacht und Glück versanken. Vorerst nur spürten wir, wie die Alten insgeheim randalierten, weil sie noch einmal mit uns Jungen exerzieren mußten.

Zum Ueberfluß war eine große kriegsmäßige Nachtübung angesetzt. Die Alten mußten Schanzzeug und Seitengewehr mit Stroh umwickeln ebenso wie wir. Es sollte auch nicht gehustet werden. Wenn es nach unserem Spieß gegangen wäre, hätten wir die Langschäfte ausgezogen und wären auf Strümpfen geschlichen, den steilen Heuberg hinauf. Geräuschlos geisterte unser Heerwurm durch den nächtlichen Wald. Plötzlich gab es eine Stockung: einer rutschte aus und blieb liegen.

„Ein guter Stolperer fällt nicht“, sagte mein Nebenmann. Helles Lachen brauste auf und erlosch jäh: der eben geprahlt hatte, rutschte auch aus, brachte das ganze

Glied durcheinander und blieb platt auf dem Bauche liegen. Augenblicks sprang ich ihm bei. Ich riß an seinem Halstuch herum. Er stöhnte. War es die Möglichkeit? Einen Alten hatte es erwischt, einen erprobten Krieger aus den Argonnen! Einen Gefreiten dazu, wie ich bemerkte. Ehe ich dazu kam, meinem Erstaunen Ausdruck zu geben, tauchte im Dunkel der



Plötzlich gab es eine Stockung: einer rutschte aus und blieb liegen.

Spieß auf. Für den Bruchteil einer Sekunde flammte seine Taschenbatterie über das Gesicht des am Boden Liegenden. Seltsam, der Spieß fluchte nicht, er sagte freundlich: „Bleiben Sie bei dem Mann und bringen Sie ihn zur Revierstube, wenn er wieder gehen kann.“

Meine Hände waren klamm geworden. Der Gefreite stöhnte. Ich kriegte mit dem besten Willen den Haken seines Waffengrodes nicht auf. Wenn der Gefreite bloß nicht stürbe. Mein Herz klopfte, es wurde mir heiß trotz der nächtlichen Kälte. Die Argonnen hatte er glücklich überstanden, nun erwischte es ihn hier auf dem Heuberg bei einer harmlosen Übung.

„Kommt noch wer?“ fragte plötzlich der „tote“ Gefreite.

„Nein — aber du kannst wieder reden?“

„Kommt wirklich keiner mehr?“

„Endlich, mir fiel eine Last von der Seele, endlich schlug er die Augen auf. Er packte meine Hände wie in einen Schraubstock: „Hör bloß mit dem Gemurkse an meinem Hals auf!“ Mit einem Ruck wälzte er sich auf die Seite, erhob sich langsam, klopfte den Dreck vom Waffenrock, schaute sich vorsichtig um und lachte: „So, und nu bring' mich auf die Revierstube — Befehl vom Spieß! Verstanden?“

Nein, ich hatte nicht verstanden. Meiner kriegsbegeisterten Jungenseele erschien sein Verhalten wie Flucht vor dem Feind.

„Ich heiße übrigens Wagner, Eduard Wagner, wenn du es genau wissen willst. Nett von dir, daß du mir helfen wolltest. Wagner ist ein dankbares Gemüt, merk dir das. Haha — darum hab ich dich zurückgerissen, als du in deinem Friedens-ehrgeiz denen nachrennen wolltest. Die spielen hier Krieg. Die kommen vor morgen abend nicht zurück. Verlaß dich drauf. Lebermorgen rücken wir aus. Dann ist Krieg. Und dann wird Wagner marschieren, daß selbst dem Spieß die Zunge zum Halse raushängt. Verlaß dich drauf. Aber hier in Nummer Sicher auf dem Heuberg — Junge, Junge —“

*

Beinahe auf den Tag, zwanzig Jahre später war es, als ich in einer kleinen thüringischen Stadt aus meinen Dichtungen sprechen sollte. Es ist schön, in unbekannte Städte zu kommen, sie im Abenddämmer zu durchschreiten, die hohen Giebel zu erschauen und unter ihren langen Schatten hinzugehen. Auch sehe ich mir gern zuvor den Saal an, in dem ich sprechen soll, man steht dann nicht mehr wie ein Fremder im fremden Raum.

Die Garderobefrauen freuten sich meines Kommens. Doch sie täuschten sich, wenn sie glaubten, ich sei der erste Gast. Ich grüßte, und während ich an ihnen vorüberging, löste sich eine Gestalt von der Türe und trat auf mich zu. Ich kannte den Mann nicht. Er war älter als ich. Er nannte meinen Namen mit einer Frage in

der Stimme und als ich bejahte, zog er rasch seine Mütze, um sie mir wortlos vor die Nase zu halten. In dieser Mütze steckte eine Photographie von ungewöhnlicher Art: vier in weiße Ärztemäntel gehüllte Feldgrau, in den Händen die unmöglichsten chirurgischen Instrumente schwingend, lachten und trieben irgend einen übermütigen Kasernenulk.

„Wenn Sie der Heinrich Zerkaulen sind“, der Mann sprach hastig und laut, „dann bin ich jedenfalls —“

„— der Befreite Wagner aus der Revierstube in Ebingen.“

Es bleibt nachzutragen, daß der Befreite Wagner damals natürlich richtig getippt hatte. Erst am andern Abend war das Regiment todmüde ins Quartier zurückgekommen. Ich meldete meinem Spieß ordnungsmäßig einen Befreiten und einen Mann gesund aus dem Revier zurück. Doch der Spieß hörte kaum zu. Er hatte andere Sorgen. Morgen früh um sieben Uhr hatte seine Kompanie feldmarschmäßig auf dem Marktplatz in Ebingen zu stehen. Abtransport an die Front. Er gab dem so rasch Gesundgewordenen die Hand, mich ließ er wie einen dummen Jungen danebenstehen. Er kannte seine Pappenheimer: die Alten machten ihm keine Geflichkeiten, die waren zur Stelle, wenn es ernst wurde.

An diesem letzten Heimatabend waren wir mit noch zwei Alten — ebenfalls Stosperern, die nicht fielen — spät noch zum Photographen gerannt, der versprach, das Bild noch in der Nacht zu entwickeln. Das also war die Krankenstube zu Ebingen gewesen, erzählte nach zwanzig Jahren die verblakte Photographie in einer vertragenen Mütze. O — es gab viel zu berichten. Die Garderobefrauen wunderten sich. Die Anna, erzählte Wagner, sei längst seine Alte. Und einen Jungen hätte er, zwei Mädels dazu. Der Junge gehe schon auf die Nachtschicht. Ja, was nicht alles aus einer so frechen und ausgelassenen Revierstube werden könne: ein Befreiter mit zwei Mann aus den Urgonnen, Raudis von Format, in deren Mitte sich der Herr Kriegsfreiwillige ausnahm, wie Bruder Harmlos in einer Räuberbande.

Immerhin, die Argonnikisten hätten allezeit
seltene Schwein entwickelt. Sie konn-
ten sich sozusagen auf dieses ihr Schwein
verlassen.

So? Konnten sie das? Allezeit?

Wagner lachte nicht mehr. Und da erst
sah ich in wacher Wirklichkeit die Gesich-
ter der beiden anderen auf dem alten Bild.
Sie waren gute Soldaten gewesen — den-
noch war das mit dem Schwein so eine
Sache. Jene beiden zum Beispiel —

„Ja — das ist nun so“, meinte Ge-
freiter Wagner von der fünften Kompanie
des alten Reserve-Infanterie-Regiments
251, jetzt Heizer im Gas- und Elektrizitäts-
werk einer kleinen Stadt — „ja —
sind geblieben.“

Wagner in der fünften Reihe beteiligte
sich nicht an dem Beifall. Ich sah, wie er
still und wie ein Mensch in vielerlei Ge-
danken, seine Mühe steil vor sich hintra-
gend, den Saal verließ.

„Mach's gut, Kamerad — wenn es
nochmals zwanzig Jahre dauern sollte, ehe
wir uns wiedersehen. Zwanzig Jahre
sind lang. Mach's gut.“

*

Ich hatte Wagner gesagt, daß ich bei
Morgengrauen wieder fort müsse, um
rechtzeitig den neuen Vortragort zu er-
reichen. Als ich am nächsten Tage in aller
Frühe mit meinem Koffer zum Bahnhof
kam, wartete Wagner auf mich. Er tippte
mit seinem Zeigefinger an seine vertra-
gene Mühe, als wolle er nachfühlen, ob
auch die Kokarde richtig über der Nasen-
wurzel sitze.

Er wolle mir helfen, den Koffer schlep-
pen. Ich hätte ihm ja auch einmal ge-
holfen. Die Bahnhofstreppe sei berichtigt
wegen ihrer Steilheit. Der reinste Heu-
berg. Man könne leicht stolpern. Und
das Stolpern sei eine Kunst. Oder nicht?
Uebrigens sollte ich mir nicht einbilden, er

käme meinetwegen zur Bahn. Ne —
sein Junge habe ihn so unverschämt zeitig
geweckt. Der Bengel habe vor seiner
Frühschicht wissen wollen, wie es bei dem
— Dichter gewesen sei. Als ob das so
wichtig wäre.

„Und was hast du deinem Sohn geant-
wortet, Gefreiter Wagner?“

„Geht in Ordnung, Kriegsfreiwilliger
Zerkaulen, hab' ich ihm gesagt. — Mach's
gut, Kamerad.“

*

Sein Sohn sei nun auch schon Gefreiter
geworden, schrieb Wagner mir vor
wenig Zeit.

Ich zögerte, was ich meinem alten Ar-
gonnikisten antworten sollte auf seine Bot-
schaft. Vielleicht — sicherlich würde der
junge Gefreite seinen Vater wieder zu un-
passender Zeit fragen, was der — Dichter
geschrieben habe. Ich wollte mich vor
Wagner II. nicht blamieren. Denn der
stand nun im Anspruch wie wir vor
fünfundzwanzig Jahren! Wagner II. war
noch nicht geboren, als wir Jungen und
Alten zu Wasser und zu Lande, in der
Luft und im zerwühlten Leib der Erde
den großen Krieg auf unseren Schultern
trugen, der uns seither als Abschluß und
Beginn einer neuen Zeitrechnung galt.
Für die neuen Gefreiten aber gelten
andere und selbsterlebte Zeitmaße. Und
wir Feldgraue von einst sind es zufrieden.
Wir sehen, daß die neue Jugend längst
Posten bezogen hat, um mit scharfem Auge
das alte Ziel neu zu erschauen, neu zu er-
halten und neu zu erkämpfen: das Reich!

Da aber schrieb auch schon meine Hand,
ohne daß ich selber es wußte, die Antwort,
die beide anging und die deshalb von
beiden würde verstanden werden, vom
Vater und vom Sohne, vom Alten und
den Jungen: „Geht in Ordnung, Gefreiter
Wagner, geht in Ordnung. — Mach's
gut, Kamerad!“

Es ist nichts reizender als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem
Arme, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern.

Jobann Wolfgang von Goethe



Deutscher Feldherrngeist im Polenkrieg

Von Kilian Koll, Hauptmann in einem Kampfgeschwader

In Polen bewegten sich unsere ersten Feindflüge in der Meilenhöhe der 7000 Meter; zwischen den Traumbergen blendender Wolken purzelten unsere Bomben, erst allmählich die Nase hinabnehmend, auf ein Ziel herab, das beziehungslos winzig in der Tiefe lag. Drunten ging das schwarze Wabern und brandrote Lodern erst los, wenn wir schon fast außer Sicht geraten waren. Von diesen Vernichtungsfliügen kehrten alle Maschinen unverfehrt wieder heim, ohne vom polnischen Gegner oder auch nur von seinem Vorhandensein etwas bemerkt zu haben. Später aber zwang uns der niedrige Wolkenfaum, vom Start bis zum Ziel und zurück niedrig über den Boden zu fliegen, oft anderthalbtausend Kilometer weit; und diese erhabenen Tage des Fliegertums überragen an Wildheit des Erlebens jede kriegerische Erinnerung selbst für den Kämpfer des Weltkrieges.

Wir, die im Opfergange jener Jahre von Anfang bis Ende mitmarschiert sind und selber mit dem Leben vieler Freunde und mit dem eigenen Blut reichlich gezollt haben; wir vermochten den unermesslichen Abstand zu überblicken, der zwischen dem Stellungskriege vor einem Vierteljahrhundert und dem polnischen Sieges-

stürmen klappte. Was taten wir damals, jahrein, jahraus? Um eine Anhöhe wiederzugewinnen, die der Feind gestern eroberte und die er uns morgen wieder abnahm, sanken tapfere Regimenter in den vollständigen Untergang.

Wie ein Sieg aussieht und wie ihn der planende Feldherr erkämpft, bevor eine Waffe sich hebt — das sahen wir jetzt in Polen bei diesen Tiefangriffen, wenn wir Stunde um Stunde dahintrast, so niedrigen Fluges, daß wir jedes Rebhuhn erblicken konnten, welches sich mit seinen Rüchlein vor dem daherlärmenden Flügelwesen unter Busch oder Stroh flüchtete. Unser Himmelsweg unter der bläulichen Wolkendämmerung führte vom Strand der Ostsee Tag um Tag zuerst quer über das Ostpreußenland und über die herzerotenen Dächer seiner Dörfer, auf allen Feldern winkten Bauernfrauen und kartoffelgrabende Hitler-Jugend. Noch einmal drang der Sinn dieses Völkereampfes anfeuernd in unser innerstes Herz, während wir über die bleiern gleichenden Seen und die Riesenwälder Masurens hinwegsprangen. Dann schied ein sandiger Grenzgraben die deutsche Herrlichkeit von der polnischen Dede; vor unserer gläsernen Ausblickskanzel öffnete sich ein graues

Land, gestaltlos und wenig bebaut. Nichts in ihm gehörte zueinander. Das zeigte uns die eingesunkenen Strohdächer seiner Unordnung und Bettelarmut. Es war ein Land, das uns auf tausend Kilometer des Hin- und des Heimfluges nicht ein der Ewigkeit würdiges Bauwerk vorwies. Aber diese gleiche Nation da unten, die ihre eigenen Angelegenheiten so überdeutlich sichtbar in Unfähigkeit verkommen ließ, sie forderte unser ostpreussisches Schmuckkästchen und das ganze Ostdeutschland! Niemals vergaß ich über diesem Hinabspähen: Wir waren in keiner Weise der Angreifer; aber wir erlaubten uns, die unausgesetzten polnischen Herausforderungen anzunehmen, just in einem Augenblick, der uns paßte!

Nun eilte der Krieg mit schnellen Prankenschlägen über Polen, um die Trümmer bombardierter Bahnhöfe zeichnete sich ein blakender Feuerkreis, aus dem nur noch die stehengebliebenen Kamine herausragten.

Auf den zum Gegner führenden Straßen Polens rollten unabsehbare Nachschubkolonnen, motorisierte Truppen aller Gattungen. Als bald blinkte dicht unter uns aus Gebüsch der Abschluß einzelner Geschütze, dann marschierte da ein vereinzelt Bataillon, dessen Spitze entfaltete kämpfte; Feldwege sichernd, winkten Reiter munter zu uns hinauf. Es öffnete sich eine Lücke in dieser atemschnell übersflogenen Angriffsschlacht, die Leuchtpurgarben polnischer Maschinengewehre umwehten uns wie ein Hagelwetter; und schon flogen wir an der endlosen Rückzugsstraße einer unentwirrbar durcheinander geworfenen Armee entlang: Trüppchen von Infanterie, eingekleilt zwischen Troß und Geschütz und Reiter, eine vielfache Uebermacht, die noch vor wenigen Tagen gegliedert dagestanden hatte.

Jetzt war sie von der eiskalten Mathematik eines Feldherrngedankens zer schlagen worden in Trümmer, die sich nur noch brauchbar erwiesen zu einem willenslosen Rückzug und dazu, sich mit unzählbaren Waffen gegen den einherdröhnenden Tiefangriff deutscher Bomber in ver zweifelter Hartnäckigkeit zu wehren.

Zur Kühnheit und Größe dieser Umfassungsschlachten gehörte wohl auch jene Handvoll deutscher Panzer, denen wir dann irgendwo in der polnischen Einsamkeit flügelwinkend begegneten, als sie tief in Flanke und Rücken des Gegners selbstvergessen vordrangen.

Hinterm Fliegergewehr kauern, blickte ich mehrfach auf die Umfassungstöße zahlenmäßig derart kleiner Truppen herab, daß wir uns alle einig waren: Wenn das da unten schieß geht, dann aber auch gleich gründlich! Diese über dem Polenkrieg niedrig dahinjagende Bombenkanzel wurde etwas wie eine fliegende Kriegsschule, in der „an Hand der Ereignisse selbst“ gelehrt wurde und auch gleich bewiesen wurde: daß der Gott des Krieges den Kühnsten belohnt. Denn wo sind die Millionen Männer der polnischen Armee geblieben; wo ihre vielen hundert modernen Panzerwagen? Wo blieben die anderthalbtausend Flugzeuge ihrer Luftwaffe, unter denen sich neben veraltetem Gerät auch das Neueste vom Neuen befand?

Der Polenkrieg soll nicht in die Geschichte eingehen als die rohe Zerschmetterung eines kleinen, dürftig ausgestatteten Heeres durch eine moderne Riesenarmee! So standen die Dinge nicht. Unser Material war besser; aber der Kämpfer unserer Umfassungsschlachten schlug sich überall gegen eine atemberaubende Uebermacht.

So sieht es aus, wenn ein Feldherr nach den Sternen greift, um des Sieges willen getrost den Untergang ganzer Divisionen wagen! Aber siehe da, sie gehen nicht zugrunde, der kühne Wille vollendet seine Absichten. So etwas mitkämpfend und mit heiß jubelndem Herzen erlebt zu haben, lohnt schon ein ganzes Soldatenleben: vollends für den Soldaten der Weltkriegsjahre, der einst trüben Blicks auf die schmutzigen Banner jener Niederlage starrte.

Ob wir, geflügelte Spitzenreiter der deutschen Macht, jetzt von Ostpreußen bis ins ferne Südostpolen geflogen sind, um dort unsere Fracht abzulegen; einer war schneller als wir, etwas flog uns immer noch weit voraus: der planende Wille des Feldherrn. Man vergesse nicht,

daß die Polen auf Grund ihrer Zahl und ihrer Ausrüstung mit ein wenig Feldherrnkunst durchaus eine Kriegsidee hätten verwirklichen können: standhalten um jeden Preis gegen Pommern und Schlesien und angreifen gegen Ostpreußen! Falls sie einen solchen Versuch unternommen haben, so nahm unser Feldherr ihnen am ersten Tag die Entscheidung aus den Händen.

Da es sich nun um z w e i Kriege handelt, die wir schlagen, um den polnischen und um den englisch-jüdischen, und da der eine schon hinter uns liegt, so gehen wir in den nächsten mit der Gewißheit des vorigen hinein. Kämpften in Polen die Völker auf der Erde und in der Luft, so ist der kommende ein Krieg der Gedanken, welcher nach unserer unbedingten Ueberzeugung und Zuversicht im wesentlichen schon entschieden ist. Nur noch auf Erden, im Wasser und in der Luft muß er mit Blut und Bomben zu Ende gepaukt werden. Dies zu vollbringen, schicken wir uns an. Noch immer in der Geschichte haben die jungen Gedanken über greisenhafte gesiegt, jetzt kämpfen die glühenden Kräfte des völkischen Sozialismus gegen die abgelebten Machenschaften des internationalen Händlergeistes. Nach einer zwanzigjährigen Atempause, die wir zu einer gründlichen Erneuerung unseres Volkstums ausnützten, während unsere Gegner auf den Rachegeanken von damals verharrten, nehmen wir den Krieg wieder auf, weil ausweglos nur über die kommenden Schlachten hinweg die Gasse in Großdeutschlands Freiheit führt.

Dasselbe Gehirn, das uns den Sieg in Polen ersann, denkt nun für uns im Westen und vermutlich mit der gleichen eiskalten Mathematik. Wir kennen seine Pläne nicht; aber wir haben die blühdige Absicht, sie mit der gleichen Genauigkeit zu vollstrecken, wie eben in Polen. Und indem wir uns auch zu den gleichen Opfern bereit erklären, die einst der Weltkrieg brachte, setzen wir dem Genius des Deutschtums keine obere Grenze dessen, was er uns zumuten kann. Völker, die ihre Freiheit erwerben, vertragen viel; und was nützt uns ein schädiger, zerbrechlicher Friede, den unsere Söhne bald wieder ins Endlose ausfechten müßten? Schiden wir uns also selber mit ruhigem Herzen an, dauerhafte Zustände mit der Waffe zu erkämpfen. Wir sind und bleiben ein Soldatenvolk; und wenn der große unbekannte Held des Weltkrieges sieglos für die Ehre starb, so weiß unsere heutige Wehrmacht längst um das Glück, sich unter Meisters Befehl willig für die Entscheidung von fünf kommenden Jahrhunderten zu opfern.

Von dem Verfasser dieses Aufsatzes stammt der erfolgreiche Film „Urlaub auf Ehrenwort“. Kilian Roll war Kriegsfreiwilliger 1914, wurde zum Leutnant befördert, erhielt das EK I und das Silberne Verwundetenabzeichen. Im Polenfeldzug wurde er zum Hauptmann befördert und erhielt das neue Eiserne Kreuz. Im Verlag Albert Langen/Georg Müller erschien vor kurzem sein neues Werk, der Freikorps-Roman „Die unsichtbare Fahne“.

Seltzame Medizin / Erzählt von Will Vesper

Es war einmal ein reicher Dickwanst, ein Faulpelz, ein Dummkopf und ein Fresser. Der wurde täglich dicker von seinem guten faulen Leben. Er wäre gern ein wenig dünner gewesen, denn er konnte kaum noch gehen. Er fragte allerlei Aerzte und Quacksalber, wie er dünner werden könne, aber alle Mittel halfen nichts, weil er von seiner Faulheit und seinem Fressen nicht abließ. Da hörte er eines Tages von einem weisen Arzt, der alle Kranken heile

und von dem noch nie einer ungeheilt entlassen wurde. Er ließ den Arzt holen und sagte: „Mein Lieber, ich bin zu dick, das siehst du. Mach mich dünner.“

„Ihr müßt Euch bewegen“, sagte der Arzt.

„Das kann ich eben nicht“, sagte der Faule, „einen solchen Rat konnte mir mein Kutscher auch geben.“

„Und weniger essen und schlemmen, Herr, wollt Ihr auch nicht?“

„Wenn es mir schmeckt, dann esse ich“,

sagte der andere, „und es schmeckt mir recht häufig.“

„So muß ich denn ein anderes Mittel finden“, sagte der Arzt, „aber ich muß zuvor in den Sternen lesen und in meinen Büchern nachschlagen, wie Ihr zu heilen seid. Ich komme morgen wieder.“

„Am andern Tag kam der Arzt wieder, aber sehr traurig und ganz gedrückt. „Ich schwiege gern, lieber Herr“, sagte er, „aber es ist Pflicht, daß ich rede. Bringt Euer Vermögen in Ordnung, versöhnt Eure Seele mit Gott, bestellt Euer Haus und macht Euer Testament. Ihr braucht kein Mittel mehr gegen den großen Umfang Eures Leibes. In sieben Tagen seid Ihr ganz von ihm befreit. In sieben Tagen müßt Ihr sterben.“

„Um des Himmels willen“, schrie der Dicke und sprang auf, „ist das Euer Ernst?“

„Vollkommen!“ sagte der Arzt, „und die Sterne und meine weisen Bücher lügen nicht. Heute in sieben Tagen ist die Kataklypsis Eures Lebens, das heißt, findet Ihr den Tod.“

„Und keine Hilfe?“ stöhnte der Dicke. „Wißt Ihr ein Mittel gegen das Schicksal?“ sagte der Arzt und ging.

Am achten Tage danach kam ein schlanker junger Mann in die Wohnung des Arztes, lief schnell die Treppe hinauf, trat vor den Arzt und sagte: „Du Lügner! Du Leutebetrüger! Du Nichtswisser! Jetzt hast du mir solche Angst eingejagt, ich habe mein Testament gemacht, ich habe geheiratet, und ich habe Tag und Nacht gezittert und gebebt vor dem Tode. Und heute ist schon der achte Tag und ich bin keineswegs tot und es ist mir gar nicht zum Sterben zumute.“

Der Arzt lächelte nur. „Und seid Ihr dünner geworden?“ fragte er.

„Jawohl“, rief der Mann, „wie eine Saunlatte. Wer sieben Tage lang Todes-“



„Um des Himmels willen“, schrie der Dicke, „ist das Euer Ernst?“

angst aussteht wie ich, dem fällt das Fleisch von den Rippen.“

„So ist's“, sagte der Arzt, „die Furcht, das war eben die Medizin, die ich Euch verordnete. Sie hat ihre Pflicht getan.“

„War das so gemeint?“ sagte der andere, „und ich dachte, es sei Euch Ernst, und ich müßte wirklich sterben.“

„Sonst hätte es auch nichts geholfen“, sagte der Arzt.

„Aber Ihr hättet doch wenigstens ein bißchen mit den Augen zwinkern können“, sagte der dünne Dicke.

Der ewige Hochzeiter / Bäuerliche Humoreske

Von Jutta Wilfing

Wenn man vom Sauleder-Simmerl spricht, heißt's immer, der ewige Hochzeiter. Alles lacht schon darüber, weil der Sauleder-Simmerl nie zum Heiraten kommt. Allemal ist ihm noch etwas dazwischen gefahren wie der Stöfel ins

Butterfaß und hat die Geschichte, die schon so hübsch beisammen war, wieder auseinandergebracht.

Der Name Sauleder ist selten, aber auch recht spaßig, wie jeder zugeben wird. Man weiß nicht recht, soll man dabei an den

biblischen König Saul denken und die Silbe „eder“ anhängen, oder soll man sich die gerbte Haut von einer Sau vorstellen. Dem Simmerl seine erste Braut hat jedenfalls an eine Sau gedacht. Er hätte ihr schon ganz gut gefallen, aber vor dem „Sauleder“ hat sie sich doch gegraust.

Es ist seltsam zugegangen damals. Alles war schon fertig, die Hochzeitstafel



Eine Kauferei war bald im Gang, und zulezt hat der Simmerl seiner Witel eine Saftige hereingehaut.

gerichtet und die Gäste da, bis aufs Indie-Kirchen-Fahren war alles so weit, da hat die Braut, die das jüngste Dirndl vom Sterzingerbauern gewesen ist, plötzlich mit dem Fuß gestampft, und zwar just da, wie man ihr den Brautkranz hat aufsetzen wollen, und geschrien: „I mag nüt!“

„Was magst nüt?“ — —

„Den Simmerl heiraten!“

„Und warum jekt das, Saudirndl verdammt's?“

Da hat sie losgeslennt: „Weil i nit meiner Lebtag Sauleder hoaf'n mag! Und dabei ist sie geblieben.

Dann ist die zweite Hochzeiterin gekommen. Auch kein unebenes Dirndl, nur schon ein biss'l bei Jahren halt. Der Simmerl hat zur Vorsicht gleich bei der Wer-

bung gefragt: „Mirl“, hat er gefragt, „magst eppa du auch nit Sauleder hoaf'n, wie die Gans vom Sterzinger?“

„Warum nit?“ hat die Mirl gemeint. Also soweit war's schon richtig. Aber der Simmerl hat einen kleinen Fehler an sich gehabt. Er hat auf dem einen Aug ein biss'l und auf dem andern recht stark geschielt. Man hat nie sagen können, wohin er eigentlich schaut. Und einmal, auf dem Tanzboden war's, da ist seine Braut eifersüchtig geworden deswegen. Zu ihr tät er schön, hat sie behauptet, und auf die andern Dirndln hätt' er's abgesehen, weil er immer so überzwerch hinblinzeln tät. Darüber ist ein Streit entstanden, die andern Burschen haben sich dreingemischt und haben den Simmerl wegen seinem queren Beschau gestrozzelt. Eine Kauferei war bald im Gang, und zulezt hat der Simmerl seiner Mirl eine Saftige hereingehaut, daß sie sich am nächsten Tag hat ein neues Gebiß machen lassen müssen (das alte ist kaputtgegangen bei dem lebhaften Meinungs austausch), und mit der Hochzeit war's auch aus.

Jekt hat der Simmerl aber schon ganz vorsichtig sein wollen bei der nächsten Brautwahl. Die Leute sollen nicht sagen, hat er gedacht, daß er kein Glück bei den Weibsleuten hätt. Was war da zu machen? Der einen war sein Vatersname nicht recht, der andern wieder hat sein schiefes Beschau nicht gepaßt, also wird's wohl am besten sein, er nimmt sich eine, die auch einen kleinen Schönheitsfehler aufzuweisen hat. Dann sind sie quitt und haben sich nichts vorzuwerfen.

Handelsleute, Hausierer, „Schmuser“, wie das Volk sie nennt, kehren genug zu auf dem Hof, die einem ledigen Bauern, von dem bekannt ist, daß er auf Brautschau ausgeht, allerhand aufzudisputieren wissen.

Aber was nuzt das, wenn's wegen einer Dummheit dann nicht zusammengeht? Nein, er mußte sich vorsehen! Also fragt er jeden zuerst, der ihm so eine Partie vorzuschlagen versucht: „Hat sie einen Kropf? Oder ist sie wenigstens rothaaria?“

Wenn dann der Vermittler entrüstet verneint, schüttelt er gewichtig den Kopf. „Dann ist sie für zuch schon nig!“

Das hat sich bald herumgeredet. — Der Sauleder-Simmerl, die Leute deuten dabei auf die Stirn, sucht eine, die einen Kropf hat und rote Haar' dazu. Aber zum Unglück gibt's viel mehr saubere Dirndl als ungewachsene, und so gehen die Jahre dahin, ohne das der Sauleder-Simmerl die rechte findet. Endlich hört er was von einer Wittib. Sie soll einen Haufen Geld haben, die Bäuerin vom Zuntererhof in Zips, und einen Kropf obendrein. Das ist die Rechte. Die Köffer also angeschirrt und hingefahren, ist für den Simmerl eins. Wie er freilich dann der Zunterin gegenübersteht, wird ihm doch ein biss'l da'sig unterm Brustfleck. So schiech, wie die ist, hat er sie sich nicht vorgestellt. Aber der Hof ist dafür um so schöner, also gibt er der Bäuerin Wort und Handschlag, und sie sind im Verspruch.

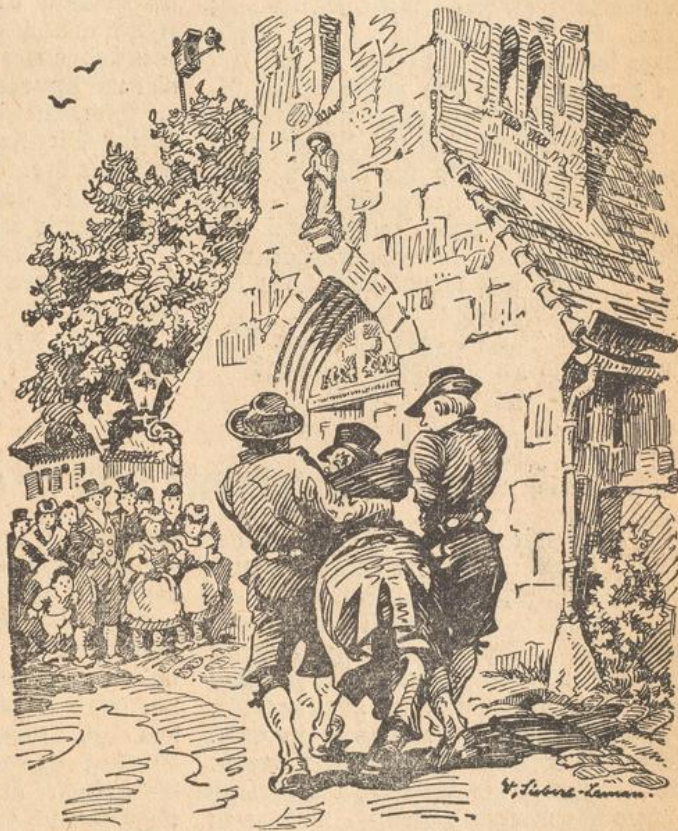
„Na, das gfreut mich,“ meint die Zunterin im Verlauf des Gesprächs, „ich hab' scho Kundschaft eing'holt und erfahren, daß der Saulederhof net schlecht ist. Was aber das beste ist, von dir Simmerl, ver-zählen sich die Leut, daß du ein handsamer, nüt-terner Bursch sein tußt. Was mein Erster war, der Zunterer, Gott hab ihn selig, den Saufaus, der hat nämlich die Wochen drei Kanonenräusch z'lieferst und auch noch mehr. So einen Weinschlauch wie den möcht ich sei nimmer, alles was recht is!“

In der Art geht das Plauschen noch eine Weile hin und her, und weil man mit Warten allweil älter wird, so soll die Hochzeit so bald als möglich angesetzt werden.

Auweh, auweh, drei Wochen sind eine kurze Zeit, denkt der Simmerl mit Grau-

sen. Und recht hat er. Im Handumdrehen ist die Brautzeit vorbei und der Hochzeitstag da. Heut um elf Uhr vormittag soll die Sache vor sich gehen.

Der Simmerl sitzt beim Ramsauer Wirt, wo auch die Hochzeitstafel bestellt ist. Zum Unglück hat der Wirt grad so einen arg guten Tropfen im Faß, einen,



... und er begreift endlich, daß er Hochzeiter ist und die Zuntererwittib heiraten soll

der auch dem furchtsamsten Rampel noch Schneid macht; „Kurafsch“ aber braucht der Simmerl heute für zwei, und weil es erst um acht ist, so trinkt er sich die auch an nach Herzenslust. — Wie ihn die Trauzeugen abholen, hat er schon tüchtig geladen. Sie halten seinen Kopf unter das Brunnenrohr, aber das nutzt auch nicht viel. Der Simmerl, das läßt sich einmal nicht ändern, ist sternhagelvoll.

Also vorwärts, es muß auch so gehen! Unterwegs versuchen sie ihm klarzumachen,

um was es sich handelt, und er begreift endlich, daß er Hochzeiter ist und die Suntererwittib heiraten soll.

Die hat sich unterdessen so schön gemacht, wie es immer geht. Jetzt sitzt sie auf dem bekränzten Wagen, der sie in die Ramsau bringen soll, hat ihr Taftseidenes an, und was unterm Hut vorschaut, zu „Wuderln“ gedreht, was freilich die Haare, die so rot sind wie das höllische Feuer selber, auch nicht schöner macht. Am den Kropf hat sie eine großmächtige silberne Bauernhalskette umgetan, und vorn dran das Schloß klankelt und klingelt beim Fahren, als hätte man der ältesten Almkuh die größte Glocke umgehängt.

Vor der Kirchentür, gestützt auf die Trauzeugen, steht der Bräutigam und wartet. Und jetzt kommt auch schon der Wagen mit der Braut angefahren.

Aber was ist denn das? Aus dem Wagen steigen ja z w e i Hochzeiterinnen?

Der Simmerl macht einen torkelnden Schritt nach vorwärts, dann schreit er: „Aus is und gar is — da tu i net mit! I hab grad gnua an e i n' solchen Reiserbesen; zwei heirat i net, bstellts die Hochzeit ab!“

Einen Augenblick steht die Braut starr. Dann hebt sie ihren Brautbuschen, der so großmächtig ist wie eine ausgewachsene Krautstauden, auf die es lange geregnet hat, und schlägt den dem Simmerl zweimal um den Kopf.

„Dich hätt i gar nit mögen, blaukarierter Affenjanker, du bsoffener. Da wär i ja schlechter dran als mit 'm Sunterer selig.“

Schreit's, steigt wieder ein, und auf und davon geht's im Galopp.

Bis der Sauleder-Simmerl begriffen hat, was eigentlich vorgeht, war er schon kein Hochzeiter mehr.

Und jetzt geht er halt wieder auf Brautschau.

Selmut Arnß / Herkunft und Wesen der Runen

Wenn wir von den Runen, der ältesten Schrift unserer germanischen Vorfahren, sprechen, fühlen wir uns mit Recht geheimnisvoll angeweht; das Wort „Rune“ gehört zu unserem „raunen“, und seine gotische Entsprechung runa bedeutet geradezu „Geheimnis“. Denn ein Geheimnis war in alten Zeiten die Kenntnis der Schrift; wenige nur — zumeist die Priester, die zugleich Führer der Sippen waren — wußten zu schreiben und besaßen mit dieser Fertigkeit große Macht. Freilich ist die Schreibkunst nicht seit Urzeiten mit der Menschheit verbunden, sondern sie entwickelt sich allmählich, und zwar immer dort, wo man über weite Entfernungen Handel treibt, Kolonien gründet, eine umfangreiche Verwaltung aufbaut — wo also das gesprochene Wort nicht mehr ausreicht, weil man Urkunden fertigen, Verträge aufsetzen, Briefe schreiben und statt der wuchshaften Kultur zivilisatorische Belange wahrnehmen muß. Die Germanen hatten solches Bedürfnis nicht; sie

waren ein Volk von Bauernkriegern, dem der Handschlag auf Treu und Glauben mehr galt als das geiegelte Zertifikat — geht es doch noch heute unsern Bauern nicht anders. So kam die Schrift zu unsern Vorfahren erst spät; erst um 100 vor Christus entlehnten sie ein Alphabet, das bei urverwandten indogermanischen Völkern Norditaliens (diesen hatten es die Etrusker aus Griechenland vermittelt) im Gebrauch war.

Ist es eine Schande, Güter zu übernehmen, die andern Völkern früher notwendig und daher von ihnen eher geschaffen wurden? Gewiß nicht. Vielmehr kann ein Werturteil nur aus der Gestaltung des Entlehnten, in unserm Fall also aus den Zeugnissen der Runenschrift selbst gewonnen werden. Dieses Urteil hat ein großer Forscher längst gefällt: „Nie hat ein Volk von der Macht der Schrift größer gedacht und sie höher gestellt als die Germanen.“

„Macht“ der Schrift — einer Schrift, deren Name „Geheimnis“ bedeutet? Ganz

deutlich sehen wir, daß es den Germanen auf das, was wir mit unserm Alphabet schreiben, gar nicht ankam. Briefe, Urkunden, Verträge, Gesetze in Runen gibt es erst in christlicher Zeit, und auch dann nur als Ausnahmen. Vielmehr traten die neuen Zeichen zu den alten Ausdrucksmitteln der germanischen Religion und dienten fortan den innerlichsten Bereichen des Lebens. Jede Rune erhielt einen bedeutungsvollen Namen und konnte für diesen Namen stehen; so meint die \mathfrak{R} -Rune zugleich den Laut o und den Begriff „Odal, ererbtes Eigentum“, die \mathfrak{T} -Rune zugleich den Laut t und, da sie den Namen des Sieggottes nordisch Tyr (deutsch Ziu) trägt, auch „Sieg“; die \mathfrak{S} -Rune den Laut s und — ihrem Namen „Sonne“ gemäß — „Sonne, Glück“. Nun verstehen wir bereits, weshalb diese Runen auch unserer Zeit wieder zu Sinnbildern geworden.

Nach der Benennung wurden die Runen zu sinnvollen Paaren geordnet, und da sich nun die Reihenfolge $\mathfrak{f u p a r k g w}$ ergab, sprechen wir nicht vom Runen-ABC, sondern vom „Futhark“.

\mathfrak{F}	\mathfrak{U}	\mathfrak{P}	\mathfrak{A}	\mathfrak{R}	\mathfrak{K}	\mathfrak{G}	\mathfrak{W}
\mathfrak{H}	\mathfrak{N}	\mathfrak{I}	\mathfrak{J}	\mathfrak{E}	\mathfrak{P}	\mathfrak{Z}	\mathfrak{S}
\mathfrak{T}	\mathfrak{B}	\mathfrak{M}	\mathfrak{M}	\mathfrak{T}	\mathfrak{X}	\mathfrak{M}	\mathfrak{A}
\mathfrak{t}	\mathfrak{b}	\mathfrak{e}	\mathfrak{m}	\mathfrak{l}	\mathfrak{y}	\mathfrak{d}	\mathfrak{a}

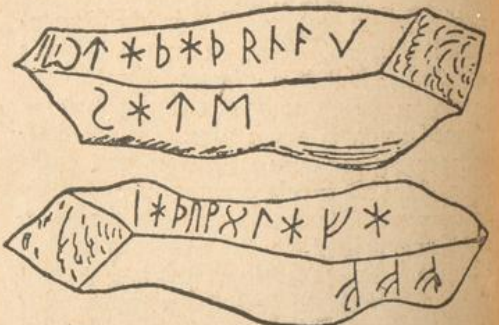
Solche Paare sind, wenn wir die Runennamen einsetzen, etwa th und a (Riese und Gott), h und n (Hagel bringt Not), e und m (Roh und Ritter), g und w (Gabe bringt Wonne) usw. Die Gesamtheit der Runennamen gewährt uns einen tiefen Einblick in die germanische Geisteshaltung und Glaubenswelt, und ein Zeugnis dieses Geistes ist auch jedes Denkmal in Runenschrift. Allerdings sind das zumeist nicht „Denkmäler“ in unserm Sinn. Nur in Schweden und Norwegen, wo die Runen als Kultsymbole in allerlei Figuren und sinnbildhaften Zeichen (zu diesen gehört auch das Hakenkreuz) jahrtausendalte Vorstufen hatten, wurden die Runen

in Felswände und Steine eingemeißelt (solche Steine und Steinkreuze gibt es seit etwa 600 nach Christus auch in England). In Deutschland und wo sonst auf dem Festland Germanen saßen, benutzte man Holz und Bein (auf Holztechnik weisen auch die edigen Formen der Runen), nur in seltenen Fällen edle Metalle. Holz und Knochen hielten sich aber nur in Mooren, eiserne Waffen sind vom Rost vernichtet, und so dürfen wir uns über die sehr geringe Zahl von Denkmälern nicht wundern. Aus ganz Deutschland kennen wir kaum 30 Inschriften, und die Zahl derer aus allen germanischen Ländern beträgt bis etwa 700 nach Christus knappe 300. Dann sterben die Runen in Deutschland und England schon wieder aus. In den skandinavischen Ländern erleben sie während des Mittelalters eine neue Blüte, ja in Schweden leben sie bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts fort, und die Gesamtzahl der erhaltenen Runeninschriften reicht an die 4000 heran. Aber diese Menge ist nur zum geringsten Teil „germanisch“; über die Hälfte gehört zum Sonderbesitz der Schweden, weitere tausend den Norwegern und den Dänen. In dieser langen Zeit, bei so vielen germanischen Stämmen, hat auch die Runenschrift tiefe Wandlungen erfahren; allenthalben finden wir Sonderformen. In den letzten Jahrhunderten sind die Runen christlich; immer mehr lateinische Zeichen dringen ein, immer mehr hält nur noch altertümliches Interesse, nicht mehr Schriftbedürfnis oder die einstige religiöse Grundlage die Zeichen am Leben.

Uns gehen die Denkmäler jener Zeit an, die wir „germanisch“ nennen, weil ihr Güterbesitz vom Nordkap bis zu den Alpen wesentlich allen Germanen gemeinsam war. Mit Runen, so glaubten unsere Vorfahren, kann man Tote ans Grab bannen und sie zugleich vor Grabschändern schützen, Liebe, Fruchtbarkeit und Sieg erwirken, Frauen betören, Weisheit erlangen und jeden Fluch in die Tat umsetzen. Das weiß uns noch die Edda im 13. Jahrhundert zu erzählen, und bereits tausend Jahre vorher künden es die Inschriften in fargen Worten. Selten

geht eine über einen Satz, oft nicht über ein Wort hinaus, und das verleiht, da wir aus jenen Zeiten so wenig sprachliche Ueberlieferung besitzen, den Deutungen oft eine gewisse Unsicherheit. „Prüfer“, „Berrenner“ und „Angreifer“ lesen wir auf drei Lanzenspitzen; „Besitz der Goten. Ich bin unverlehtlich“, sagt ein Goldring von sich. „Diese Eibe trage immer; darin liegt Kraft“, prunkt ein friesisches Stäbchen aus Eibenholz; „Heereule heiß ich, geschickt Schaden zu stiften. (Meinem Träger) gebe ich Glück“, rühmt sich ein „Runenmeister“ auf einem goldenen Amulett. „Runenmeister“ — das sind die Schriftkundigen, zumeist wohl zugleich die Priester; vor allem der Stamm der Eruler, der einst mit den Goten nach Südrußland zog, scheint im Runenzauber führend gewesen zu sein. „Eruler bin ich, der Listenreiche werde ich genannt“, sagt solch ein Meister auf einem Knochenstück, und zur Probe seiner Zauberkunst läßt er nun eine Fülle von Einzelrunen folgen. Ue hnlich heißt es auf einem norwegischen Stein: „Ich bin ein Priester, den kein Zauber fehrt“, wieder folgen zwei Einzelrunen i und h: „Eis“ und „Hagel“, d. h. Verderben jeder Art, wird dem angedroht, der den Grabfrieden bricht. Andere Steine führen uns in das Grabinnere hinein: sie sollten auf den Toten wirken. Unverhüllt spricht es ein Stein des 5. Jahrhunderts nach Christus aus: „Birging, meine liebe Schwester, verschone mich!“ Hinter den zärtlichen Worten birgt sich Todesangst, daß die Tote wiederkehren und den Bruder quälen könne. Norwegens gewaltigstes Runendenkmal aus alter Zeit beginnt: „Nicht ist's von der Sonne aufgesucht und nicht mit einem Eisenmesser der Stein geschnitten“ — in tiefer Nacht, nach festgelegtem Brauch wurden die Runen geritzt; in diesem Falle, um Todesbande um den Mörder des Bestatteten zu schlingen. Alle Runendenkmäler aus alter Zeit haben kultischen Gehalt; nach der Ueberlieferung hat Wodan, der höchste Gott, sich selbst geopfert, um Runenweisheit zu erwerben. Erst unter dem Einfluß der mit dem Christentum vorrückenden Lateinschrift dienten die Runen auch

alltäglichen Belangen: „Ich, Ursiboda, wüniche Dir, Godahild, himmlische und irdische Freude“, heißt es nun etwa auf einer langobardischen Gewandspange; oder „Schutz, Datha, wünicht Uttano“, oder auch nur „Liebes!“, oder es erscheint nur der Name des Besitzers. In diesem Augenblick aber waren die Runen ihrer tiefsten Wesenheit beraubt; als „Schreibeschrift“ waren sie der Lateinschrift mit ihrer Buchkultur unterlegen. Wenn wir heute eine Wiedererweckung von Runenzeichen erleben, dann wollen sie nicht mit der alltäglichen Schrift in Wettstreit treten. Die Runen sollen wieder Begriffsymbole sein, sollen wieder für den Bedeutungsumfang ihrer Namen stehn. †, die alte Siegrune, ward das Zeichen der Reichsführerschule der SA.; die alte Sonnenrune 𐌺 zur Siegrune der 𐌹; die Odalrune 𐌺, der ländliche Besitz, zum Zeichen des Reichsnährstandes; die Rune 𐌶, 𐌷 oder 𐌸 (alle drei Formen sind gut belegt), die wohl „Abwehr“ bedeutete, steht im A des heilbringenden Apothekerstandes, und im Ahnenpaß und auf Grabsteinen ist uns 𐌶 das Lebens-, 𐌸 das Todeszeichen. Für die Germanen waren die Runen Laut- und Begriffszeichen. Als Begriffszeichen setzten sie das Erbe der Symbole aus der Stein- und Bronzezeit fort; und da sie nun wieder als Begriffszeichen fortdauern, haben sie, mag auch ihre Form aus dem Süden geborgt sein, ihr eigentlich germanisches Wesen fortgeerbt in die große Wiedergeburt unserer Tage.



Der Stein von Gummarp in Schweden (um das Jahr 600 n. Chr.). Die Inschrift lautet in unserer Sprache: „Habuwolf setzte dies Runenstäbe: † † †. Die Rune 𐌶 bedeutet: „Wies, Bi-höfist, Reichtum“; Habuwolf hat also mit der heiligen Dreizahl Reich-tum erwirken wollen.“

Die Geschichte von den Drusenschweinchen

Von Jörg Rißel

Es war einmal in dem Rheinstädtchen St. Goarshausen eine biedere Wittib, die hieß Lene und wohnte in der engen Burggasse, vulgo auch „Gääsegäß“ genannt. Sie besaß ein paar Wingerter und machte im Herbst ihr Halbstück Wein. Auch ein Duzend Hühner hielt sie sich, dazu einen stattlichen Hahn, der mit seinem hellen Riferiki morgens das ganze Obertal weckte. Ihr Hauptstolz aber waren drei Ferkelchen, die sie auf dem Novembermarkt erstanden. Und da sie keine Kinder hatte, betreute sie die Schweinchen mit besonderer Liebe. Sie hatte ihnen im Hof aus Latzen ein lustiges Ställchen bauen lassen, direkt neben dem Keller. An trockenen Tagen durften sie im Hof ihre Promenade machen, und wenn Lene dann die rosa-roten Fellchen ihrer drei lieben Wuzcher in der Sonne glänzen sah, und ihr liebliches Grunzen hörte, das ihr wie Musik erschien, so war sie selig vor Freude. Bis dann der verhängnisvolle Tag kam, der ihre Freude in eitel Bitternis verwandelte.

Sie hatte an dem Tag ihren jungen Wein abstechen lassen. Die Drusen, also die von der Gärung zurückgebliebene Hefe, standen in einer offenen niedrigen Bütt in einer Hofecke. Die Schweinchen, von dem scharfen Duft der Drusen gelockt, fingen plötzlich an zu schnuppern und es dauerte nicht lange, so stürzten sie auf die Bütt los, steckten ihre Rüssel hinein und fingen an zu schlappen und zu schmazen, daß es nur so eine Art hatte. Und je mehr sie schlemmten, desto besser schmeckte es ihnen. Nein, so ein Göttermahl hatten sie noch nicht gehabt. Da waren Lenes Quetschartoffeln mit Dickmilch der reine Bettelstraß dagegen. Jeder Schluck löste ein seliges Grunzen aus.

Nicht weniger freßgierig waren die Hühner. Sie drängten sich zwischen dem Grunzvolk durch und schlürften und schlabberten, als hätte es Manna vom Himmel geregnet. Lenes Hof war zu einem Schlaffenland geworden, wo alles um die Wette schlappte und schluckte und schmazte.

Nun haben aber Weindrusen bekanntlich noch einen beträchtlichen Gehalt an Alkohol. Und der wurde den braven Borstentieren, und nicht weniger dem Federvolk zum Verhängnis. Die Bütt war noch nicht leer, da fingen die Schweinchen schon an zu torkeln, fielen quiekend hin, hüpften wieder in die Höhe und tollten wie besessenen im Hof umher. Was da stand, Bütt, Eimer, Schippen und Dippen, alles fiel um. Schließlich fingen sie in ihrem Uebermut sogar an, ihren Stall abzureißen.

Unter dem Krachen der Latzen erschien plötzlich Lene im Hof, und als sie die Bescherung sah und die leere Drusenbütt entdeckte, die im Hof herumschibbelte, da packte sie wütend einen Besen und schlug wie wild auf die Ulltentäter los. „Ihr besoffene Dosezeig!“ schrie sie. „Erstcht fauft ihr mir die Dickmilch weg und dann freßt ihr mir aach noch die Druse! Ei, die Kränk sollt ihr kriejel!“

Je lauter sie schrie, desto vergnügter quiekten die Wuzcher und fausteten ihr wie zum Schabernack durch die Beine hindurch.

Plötzlich sah Lene, daß auch die Hühner zu torkeln ansingen. Und der Hahn erst! Der Kerl schien gänzlich übergeschnappt zu sein. Er suchte den Hals um die Beine zu wickeln und dabei zu krähen. Nein, das war kein Krähen mehr, das war ein richtiges Jodeln. Dabei verdrehte er die Augen, klappte mit den Flügeln und hüpste um die Hühner, als ob er Schuhplattler tanzen wollte. Und die Hühner versuchten ebenfalls zu hupfen, kippten dabei aber um und streckten die Beine von sich.

Das war zu viel für Lene. „Sogar die Hinkel sin besoffel!“ schrie sie. Daran war der Hahn natürlich schuld, der Liederjahn! „Wart, du Dos, ich will dir helfel!“ gauzte sie und fuhrwerkte mit dem Besen auf den jodelnden Hahn los, traf ihn aber nicht, denn er hatte sich auf eine Sau geflüchtet und raste mit dieser im Hof herum, bis er herunterpurzelte und regungslos in einer Ecke liegen blieb. Als den Wuzcher

schließlich die Besenschlacht zu toll wurde, rannten sie mit vereinten Kräften gegen das Lattengestell, das den Hof abschloß — ein Krach — und draußen waren sie.

Nun begann eine Jagd, wie sie das brave Obertal, das schon manchen Sturm erlebt, noch nicht gesehen hatte. Das eine der Wuzcher raste über Hintertreppe und Bahndamm durch die Weinberge zur Katz



Die Wuzcher sausten ihr wie zum Schabernack durch die Reine hindurch.

hinauf. Da es mit dem Kopf nicht durch die Burgmauer hindurch konnte, blieb es liegen. Das zweite flutschte vorn hinaus, hoppelte durch die Gasse, hinter ihm mit Hussabo das halbe Obertal. Als das Wuzchen den Weg abgeschnitten sah, schlupfte es unter dem Rappentor hindurch und stürzte sich todesmutig in den Rhein. Das dritte aber, Lenes Lieblingswuzche, weil es das schönste Ringelschwänzchen hatte, fauste den Rhein aufwärts, hinter ihm Lene mit dem Besen, gefolgt von dem Gejohle der Obertaler Buben, die sich vor Lachen schibbelten.

Auf einmal war das Wuzchen verschwunden. Mit einem listigen Sprung war es durch eine feikliche Unterführung in den Elchpfad gestürzt, raste wie vom

Teufel gejagt über Stock und Stein den Berg hinauf am Galgenkopf vorbei und landete schließlich im Bornicher Wald, wo es sich in einer Schlammkaut behaglich suhlte und ausschmaufte.

Mittlerweile war es dämmerig geworden. Es war die Stunde, wo im Walde die Bäume und Tiere gespenstische Formen annehmen. Um diese Zeit pflegte ein biederer Obertaler Schuster seinen abendlichen Pirschgang zu machen. Er war im Nebenberuf ein passionierter Nimrod, dem ein saftiger Wildbraten lieber war als sein harter Klopffstein, und von dem man munkelte, daß es ihm nicht darauf ankäme, auch mal Schleichwege zu wandeln. Sein verräpfter Köter, einviertel Jagdhund, dreiviertel Pinscher, trabte heutigetierig ihm zur Seite.

Plötzlich, mitten im Wald, schlägt der Köter an. Der Schuster äugt vorwärts und — er traut seinen Augen kaum — sieht da auf dreißig Schritte im dunkeln Dickicht ein schwarzes, mit Schlamm belledertes Tier stehen, das ihn aus gläsernen Lichtern angloht. Schon hat er seine alte Knarre von der Schulter gerissen, denn es ist kein Zweifel, da vorn das, das ist eine Wildsau, ein junger Eber! Sein Herz jauchzt. Sein ganzes Leben lang hat er davon geträumt, mal eine Wildsau zu schießen, mal so einen Rüffelkopf als Jagdtrophäe in seiner Schusterbuddik zu haben. Endlich hat er eine. Ohne sich lange zu besinnen, legt er an und peng! knallt er los. Die getroffene Sau, ohnedies schon etwas wackelig, fällt rachs um und streckt alle Läufe von sich — mausetot.

Der Pinscher stößt ein Siegesgeheul aus. Sein Herr ist gerade im Begriff, sich auf seine Jagdtrophäe zu stürzen, als Lene hinter ihm auftaucht, den Besen in der Faust. Was sich hierauf in dem stillen Wald abgespielt hat — erst die Wiedersehensszene zwischen Lene und ihrem toten Liebling, und im Anschluß daran das Vokalkonzert zwischen der Lene und dem verdatterten Schuster — das in seiner ganzen Lebendigkeit zu schildern, ist die Feder zu schwach. Es genügt zu sagen, daß der Schuster sich am Schlusse bereit erklärte, der Lene ein Schmerzens- und

Schweigegehd von drei Talern zu zahlen, und daß die trauernde Wittib mit dem toten Wuchsen auf dem Arm nach ihrer Behausung zurückkehrte, wo sich inzwischen die beiden andern Deserteure wieder eingefunden hatten. Das eine der Druftenschweinechen war reumütig von seinem Burgenbesuch zurückgewandt und das andere war von dem Schiffsknecht Martin Klein aus dem Rhein gefischt worden, wo es wieder gründlich nüchtern geworden war, genau wie der Hahn und seine zwölf Frauen, die nach drei Stunden ihren Rausch ausgeschlafen hatten.

Am Abend aber gab es bei Lene ein lukullisches Spanferkelessen mit Kartoffel-

brei und Sauerkraut, wozu außer den hilfreichen Nachbarn auch der Schuster eingeladen war. Denn nicht nur die Dreitalerspender hatte Lene gewaltig imponiert, sondern sie wußte auch, er war Junggesell, und ein bußfertiger Hagestolz ist von vornherein widerstandsunfähig, zumal wenn es einen so süßigen Wein gab, wie ihn die dralle Wittib mit verführerischem Lächeln an dem Abend kredenzte. Und wie es in dem Märchen vom Schweinehirt und der Prinzessin heißt, daß sie ein glückliches Paar wurden, so ging's auch hier: der Wildsaukschuster gab der Lene einen Kuß und bald gab es eine fröhliche Hochzeit. Genau wie im Märchen.

Zwei Sparsame kommen zusammen

Von Christine von Winkler

Er hieß Krause und war ein kleiner älterer Rechnungsbeamter, der jeden Morgen mit dem Glockenschlage vor seinem Büropult saß und pflichtgetreu arbeitete. Im Winter sah man ihn in einem schabigen, aber sauberen schwarzen Anzuge, im Sommer vertauschte er dessen Jacke mit einem uralten aber ebenso gutgehaltenen Lüsterjackett. Er trug Schreibärmel, und seine rechte Schulter hielt er ein wenig schief. Sein Gesicht war trocken und wirkte streng durch eine goldene Brille, die er wohl von seinem Vater ererbt haben mochte, denn Brillen solcher Art gab es heute kaum mehr. Die jungen Mädchen im Büro wußten nichts mit Herrn Krause zu beginnen, — er war so pedantisch, — man ging ihm aus dem Wege. „Schon wenn ich seine gespitzten Bleistifte wie Soldaten aufgereiht liegen sehe, wird mir übel“, spottete die hübsche Ella heimlich.

Kein Mensch ahnte, daß er eine große Liebessehnsucht verbarg, — denn er war so schweigsam! So wußten die festen Mädels auch nicht, daß er einen winzigen Schrebergarten besaß, der sein ganzes Glück ausmachte. Hierhin lenkte er des Abends seine Schritte, begoß seine Blumen, zog die Bohnen an den Spalieren hoch und band die Tomaten auf, oder grub

und jätete fleißig. Er hatte im Garten ein kleines selbstgezimmertes Laubenhäuschen, das verschließbar war, und hier übernachtete er im Sommer sogar öfters, wenn



Als sie sich wieder trafen, lächelte die Blätterin verschämt, und darauf grüßte er lüftlich.

ihn die Arbeit im Garten zu lange aufgehalten hatte. Sein eigentliches Dasein war nur ein bescheidenes Stübchen, das er als Untermieter inne hatte.

Die Gartennachbarn waren meist verheiratete Leute, man grüßte einander, aber der Hagestolz blieb auch hier einsam.

Keiner sah es, wenn er im Morgengrauen, mit einer Schaufel, einem Hand-



Sie nichte verständnisvoll und kicherte ein wenig atzünftiglich, als sie anstießen.

befen und einer Tasche bewaffnet, die Straße entlang ging und die Kohäpfel vom vorigen Tag auslas. Es lief dort neben dem Gärtlein eine große Straße, auf der auch noch manches altmodische Bierwagen- oder Mühlenfuhrwerk, mit Säulen bespannt, behäbig dahintrötte, und so war Krauses Ernte an jenen für seine Gartenbeete so nahrhaften Äpfeln oft ganz nennenswert. Die Straße war dann meist noch völlig leer von Fußgängern. Eine sah ihn aber doch, nämlich die rundliche Plätterin, Fräulein Schneider, — denn sie war auf gleichen heimlichen Wegen, die nur sparsame Leute beschreiten. Sie lief mit einer kleinen Rehrichtschaufel und einem Säckchen und las Kohlen auf, die etwa tags zuvor aus den Lieferautos der Kohlenhändler gefallen waren.

Als sich Krause und Fräulein Schneider das erstmal auf ihren heimlichen Wegen begegneten, wurden beide sehr rot und taten nicht dergleichen, als ob sie ein-

ander sähen. Als sie sich wieder trafen, lächelte die Plätterin verschämt, und darauf grüßte er linksch. Das ist wirklich ein ordentlicher Mann, dachte Fräulein Schneider. Er läßt die Gaben des Zufalls nicht umkommen. Beim dritten Male waren sie schon so vertraut, daß sie ihn ansprach und mit ihm durch seinen Garten ging. Dort gefiel ihr alles recht gut, und sie las sofort im Behen Räuupchen vom Kohl und entfernte welke Blätter aus den Rabatten, denn es war so ihre Natur, stets geschäftig zu sein, und das wiederum gefiel dem Manne. Aber weiter gedieh die Bekanntschaft nicht, — Krause war viel zu schüchtern. Er sah wohl, daß Fräulein Krause noch ansehnlich war und allerlei nette Rundungen aufwies, — und ein erhöhter röttlicher Schein auf seinen magern Baden bewies bei ihren Begegnungen, daß sein Herz erwacht war. Als das rundliche Mädchen beim Besichtigen der Laube wahrnahm, daß er säuberlich alle Zeitungen und Papiertüten im Winkel gestapelt hatte, und daß er Bindfadenreste auf eine Rolle wickelte, wurde ihr ganz vertraut zumute. Und als sie gar bemerkte, daß er den Petroleumkocher mit einem Fidibus anzündete, den er zuvor an seiner brennenden Pfeife zum Leben erweckt hatte, lachte ihr Herz, indes sie ihm schnell den Kaffee machte.

„Ich möchte Ihnen wohl einmal hier ein Abendbrot kochen“, sagte sie schelmisch, und er nichte erfreut. Dann trennten sie sich, um ihren Tagesgeschäften nachzugehen. Krause war im Büro das erstmal zerstreut, so daß die Mädels gukten: „Was hat denn der Alte?“ Und auch Fräulein Schneider plättete versonnen im Geschäft, und ihre Zunge ging nicht wie sonst. Nicht daß sie, die übrigens einen netten Sparpfennig besaß, etwa früher keine Freier besessen hätte, aber es war ihr bei näherer Bekanntschaft keiner recht sparsam erschienen, und so waren die Verlöbniße gescheitert.

Um Abend traf sie pünktlich ein und brachte zwei Schweinskarbonaden vom Schlachter mit. Ihre fetten Wänglein glänzten hochrot, als sie diese briet und dazu einen herrlichen Tomatensalat berei-

tete. Auch für eine Zukost hatte sie gesorgt in Gestalt von zwei Stücken guten Kuchens, — nicht mehr und auch nicht weniger, denn sie waren doch eben zwei Personen. In stiller Freude deckte er den Tisch und wies ihr stolz sein nettes Geschirr. — Dann kam sie in eine Ueberraschung, eine Flasche Wermutwein, die er billig eingehandelt hatte. „Sechzig Pfennig der Liter“, verkündete er ihr selig, „und für die Flasche erhalte ich zehn Pfennige zurück.“ Sie nickte verständnisvoll und kicherte ein wenig altjüngferlich, als sie anstießen. Sie fauten beide behutsam, von wegen ihres Zahnersakes! — Welche Uebereinstimmung auch hier!

„Und dann zeige ich Ihnen mein Heim“, sagte sie und führte ihn, der wahrhaftig von zwei Glas ein ganz klein wenig schlingerte, am Urme durch den Garten, vorbei an den staunenden Nachbarn. Sie wies ihm ihr nettes Stübchen, in dem es

von Häfeldeckchen wimmelte, — ihre kleine blitzsaubere Küche und zuletzt ihr Sparbuch. Krause sagte nicht viel, aber er strahlte. Sie behielt ihn da, — den beiden ältlichen Leuten stieg eine nie genossene Jugend zu Kopfe, sie waren restlos glücklich in ihrer gegenseitigen Zuneigung.

Wenn Amalie Krause später, als sie längst verheiratet waren, einmal in guter Laune, — denn sie war nicht ohne einen kleinen derben Humor, — davon sprach, wie sie einander kennengelernt hätten, so sagte sie gern: „Du sammeltest Rospobst und ich Kohlen, — und so kamen wir zusammen.“ Den Humor zu parieren verstand er nicht recht, denn schweigsam blieb er, aber er war ein rührender treuer Wegeselle für Amalie, sanftmütig und sparsam. Sie legten Heller zu Heller und kauften dafür Obstbäume und Beerensträucher für ihren Garten, — den Feierabendgarten — der ihr ein und alles war.

Zahlenwunder

Da staunt der Fachmann — und der Laie wundert sich. Von Karl Waldemar

Vor kurzem gab es eine Überraschung, daß ein Mann von 91 Jahren als Zeuge vernommen wurde.

Wie ihn der Richter fragte, ob er noch Geschwister habe, gab er zur Antwort: „Nur einen Bruder, der ist aber schon seit 1797 tot.“

„Sie meinen wohl achtzehnhundert-siebenundneunzig —?“

„Nein, siebzehnhundert-siebenundneunzig!“

„Das ist doch ganz unmöglich, das wären ja hundertvierzig Jahre her.“

„So ist es. Mein Vater heiratete schon mit 18 Jahren. Ein Jahr später wurde mein Bruder geboren, der aber schon 6 Monat später starb. Das war im Jahr 1797. Da meine Mutter inzwischen auch das Zeitliche gesegnet hatte, heiratete mein Vater 1845 zum zweitenmal. 1846 wurde ich geboren. Da war mein Bruder schon 49 Jahre tot. — Jetzt schreiben wir 1937 — also sind das 140 Jahre her.“

Der Zeuge hatte recht und damit trat der einzigartige Fall ein, daß er zusam-

men mit seinem Bruder in drei Jahrhunderten lebten! —

*

Bevor die erste Lokomotive in Deutschland gebaut wurde, holte man das Gutachten des Haupt-Medizinal-Kollegiums ein. Es stellte die Eisenbahnen als lebensgefährlich hin und gab als Gründe an, daß der Mensch eine Fahrgeschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde, gleich 37 500 Meter oder 50 000 Schritte nicht ertragen könne, ohne dabei in Ohnmacht zu fallen. Auch müssen alle Schienenwege — hieß es weiter — von beiden Seiten durch Bretter verkleidet werden, weil die Fußgänger vom bloßen Hinsehen schwindlig werden! —

Die Eisenbahn wurde trotzdem angelegt und als sie bald darauf ihren Siegeszug in allen Ländern antrat, rief der Fürst von Anhalt selig aus: „So eine Eisenbahn muß ich auch haben, und wenn sie — tausend Taler kosten sollte! —“

*

Man hat sich in der Inflationszeit zwar an hohe Zahlen gewöhnt — es gab damals bei uns nur „Billionäre“ — trotzdem ist ihnen der Wertbegriff von der Billion doch nie so recht zum Bewußtsein gekommen. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil's soviel Geld in Wirklichkeit auf der ganzen Welt überhaupt nicht gibt!

Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß eine Billion aus tausend Milliarden und jede Milliarde wieder aus tausend Millionen besteht, und daß schon eine Milliarde, sogar in Tausend-Markscheinen zu zählen für den Vernunftmenschen unmöglich ist. Man braucht dazu mehr als 24 Tage bei durchschnittlicher 12stündiger Arbeitszeit. In gleicher Weise eine Billion zu zählen erfordert über 70 Jahre. Eine Million Sekunden sind in weniger als 12 Tagen vorüber. Eine Billion Sekunden währen über 36 500 Jahre. Daran hat selbst der Rechenmeister Adam Riese nicht gedacht, sonst hätte er Mittel gegen die Inflation entdeckt!

*

Wechselgeschäft: Ein Zwei-Pfennigstück kann man nur einmal wechseln. Ein Fünf-Pfennigstück schon auf dreifache Weise. Ein Zehn-Pfennigstück dagegen zehnmal. Das Fünfzig-Pfennigstück aber läßt sich auf 406 verschiedene Methoden zerkleinern und bei der Mark sind es gleich 3953. Ein Fünfmarsstück hingegen — man höre und staune — läßt sich auf 5 229 221 immer andere Arten umwechseln. Wer daran zweifelt, möge es versuchen!

Das alles aber mutet nur wie Spielereien an, sobald man an das Skatspiel denkt. Was 32 Karten hier zuwege bringen, das übersteigt die kühnste Phantasie. Bei immer anderer Verteilung ergeben sie die ungeheure Anzahl von 2753 Billionen, 294 408 Millionen, 204 Tausend und 408 stets neuen, heißt immer voneinander abweichenden Spielen. Selbst wer sein ganzes Leben hindurch skatet, auch wenn er Tag und Nacht spielt, wird als Hundertjähriger nie die gleichen Karten erhalten haben. Und solange hält's kein Liebß aus.

*

Man hat schon seit Jules Verne so viel von einer Reise nach dem Mond gehört, daß man sich bei der fortgeschrittenen Technik wundert, heut noch nicht so weit zu sein. Zwar hat sich in Newport bereits die Gesellschaft zur Erforschung des Mondes gebildet, deren Präsident gleich zwanzigtausend Dollars für seine eigene Beerdigung auf dem Monde hinterlegte, aber ob er sie erlebt, das weiß man nicht. Erscheint auch die Entfernung von 384 000 Kilometer von der Erde nicht als übermäßig, so würde ein D-Zug bei einer Geschwindigkeit von hundert Kilometer in der Stunde, Tag und Nacht ununterbrochen fahrend, immerhin sechs Monate dafür in Anspruch nehmen.

Tritt man genau die gleiche Fahrt zu dem der Erde am nächsten liegenden Planeten Venus an, der 40 Millionen Kilometer von uns entfernt liegt, würde man schon 52 Jahre dazu brauchen.

Und zu den Fixsternen ließe sie sich kaum berechnen, da ihr nächster eine Entfernung von mehr als 27 Billionen Kilometer aufzuweisen hat. Natürlich sind das alles Utopien, denn als Beförderungsmittel kommt bis jetzt einzig und allein das Raketen-Flugzeug in Frage!

*

Die größte Wunderzahl, die existiert, hat der Professor Servos von der Universität Athen im vorigen Jahr entdeckt. Sie heißt 142 857. Multipliziert man diese sonderbare Zahl bis 6, erhält man immer wieder eine Summe, worin die Ursprungszahl zu lesen ist, wenn auch in anderer Reihenfolge:

$$\begin{aligned} 142\ 857 \times 2 &= 285\ 714 \\ 142\ 857 \times 3 &= 428\ 571 \\ 142\ 857 \times 4 &= 571\ 428 \\ 142\ 857 \times 5 &= 714\ 285 \\ 142\ 857 \times 6 &= 857\ 142. \end{aligned}$$

Dann schlägt die originelle Zahl plötzlich einen Salto und schreit im Jubel, uns zu narren: a l l e N e u n e !

$$142\ 857 \times 7 = 999\ 999.$$

Es klingt fast wie das Hergen-Einmal-eins —!

ABC-Pflaster hilft!



Gleich nach dem Auflegen stellt sich ein wohltuendes Wärmegefühl ein, und bald verspüren Sie Linderung der rheumatischen Schmerzen. Das ABC-Pflaster bewirkt an der erkrankten Stelle eine stärkere Durchblutung, wodurch die angehäuften schädlichen Stoffe fortgeschwemmt werden. Also: Gegen Rheuma, Gliederreißen, Hexenschuß das bewährte ABC-Pflaster aus der Apotheke.



„Elfe“ und „Parole“

Dosenverschließmaschinen
in Qualitätsausführung
liefert
Rotenburger Metallwerke Rudolf Stierlen
Kommanditgesellschaft
Zweigwerk Walter & Kuffer, Schweinfurt/Main

Abnehmend. Sehschärfe
durch
Augenschwäche
überanstrengte, träge,
tränennde Augen u. Lid-
randentzündung wird
oft schon nach kurzem
Gebrauch durch Augen-
bäder mit Dr. Howes
Augentinktur behoben.
Zahlreiche Dankschreib.
Fl. RM 3.—, Doppelfl.
RM 5.50 portofrei.
Laboratorium Empeco,
Pirna 9 A, Sa.

Herzleiden
wie Herzklopfen, Atemnot,
Schwindelanf., Arterien-
verfaltung, Wasserfucht,
Angstgefühl stellt der Arzt
fest. Schon vielen hat der
bewährt. Tinktur-Herzsaft
die gewünschte Besserung
u. Stärkung des Herzens
gebracht. Warum quälen
Sie sich noch damit? Pkg.
2.10 Mk. in Apoth. Ver-
langen Sie sofort kosten-
lose Aufklärungsschrift v.
Dr. Rentfänger & Co.,
Laupheim 140, Würtbg.

Vollendet schöne Büste Ideale Form auch bei
stark. Erschlaff. oder
schwacher Entwicklung
In kurzer Zeit durch die garantiert unschädliche
fachärztlich begutachtete Hormon-Emulsion
Ultraform. Ausgezeichnet m. Gold. Medaille Lon-
don u. Antwerp. 1936. Notar. bezgl. Dankschr. Pak. 3.25,
Dopp.-Pak. 5.— u. Porto (angeben ob Präp. A zur Auf-
richtig. od. Präp. V zur Vollenwicklung). Prosp. gratis!
Diskr. Verpack. Ultraform das echte Originalpräparat nur vom
Hygiene-Institut, Thober & Thiele, Berlin W15 278

Kratzen im Halse



Lassen Sie eine So-
dener Pastille im
Munde zergehen.
Sie erzielen eine
weit bessere Wir-
kung als durch läst-
iges Gurgeln, denn
die aufgelösten Sal-
ze umspülen auch d.
entzündet. Schleim-
häute der hinteren
Rachenwände und
Mandeln. Die echten
Sodener enthalten
die natürlichen und
wirksam durch Ab-
dampfung gewonne-
nen Salze der Heil-
quellen in Bad Soden
am Taunus, dem be-
kannten Heilbad für Katarre, Asthma und Herzleiden. (Ein Sprudel
aus 375 m Tiefe, 33° C warm, ist neu erbohrt). Abgesehen von Ihrer
Wirkung haben die „Sodener Mineralpastillen“ gegenüber dem
Gurgeln noch den Vorteil der außerordentlichen Bequemlichkeit.
Sie erhalten die echten „Sodener“ in allen Apotheken und Drogerien.
Mit Menthol 55 Pf. und RM 1.—, ohne Menthol 50 und 90 Pf.
Brunnenverwaltung Bad Soden am Taunus.



Kopfschmerzen verschwinden schneller

wenn man nicht nur den Schmerz, sondern auch dessen Ur-
sache bekämpft. Nehmen Sie dazu Melabon, das die Ner-
venzellen beruhigt u., indem es für b. freie Durchblutung der
Hirngefäße sorgt, Gefäßkrämpfe löst. Ein derartl. wirkend.
Mittel hilft natürlich schneller u. anhaltender, als wenn die
Schmerzen nur betäubt würden. Packg. 86 Pfg. in Apoth.

Gratis
Verlangen Sie unter Bezugnahme auf
dies. Anzeige eine Gratisprobe Melabon
von Dr. Rentfänger & Co., Laupheim 140.

Kuften, Verschleimung, Asthma Katarrhe, Bronchitis

Sind die quälenden Zeugen einer geschwächten, reissensfähigen, oftmals erheblich veränderten Atmungshaut; daher ihre Hartnäckigkeit. Trifft man ihnen aber mit „Silphoscalin“ entgegen, so zehrt man das richtige Verständnis für das, was hier nottut, nämlich: nicht allein der jeweiligen Beschwerden Herr zu werden, sondern vor allem auch auf das anfallsige Schleimhautgewebe in wirklich heilfräftigem Sinne einzuwirken. Das ist der Vorzug von „Silphoscalin“, das bei Professoren, Ärzten und Kranken entsprechende Anerkennung gefunden hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin“ und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apothete, München, Rosenstr. 6. — Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich die interess. illustr. Aufklärungsschrift S/267



Anregend
Erfrischend
Belebend

und

„immer ein Genuß“
deshalb

Tafelberg

von

Gebrüder Bernard AG, Regensburg
der größten Schnupftabakfabrik Deutschlands

Damenbart Befreit

von lästigen Haaren durch die weltbekannte Helwakakur.

Sehr bewährt u. a. von Ärzten erprobt. Goldene Medaille, Brüssel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften z. T. über Dauersfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Marke Helwaka mit Stern, patentamtl. Wz. 468509 verbürgt Erfolg und schützt Sie vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.76, stark 3.26, für größere Flächen 5.50 und 6.50 Nachnahme. **Helwaka-GmbH. Köln 211.**

Alles ohne Waffenschein!

Sport-Karabiner

6 u. 9 mm von 8.- an,
6 gezog. 9.50, Kleinkal.-Büchsen f. Winchesterpatr. Modern. Gas-Browning mit Magaz. 7 schüss., f. d. Gaspat. 6.35 mm, 18.-, und 22.-. Orig.-Walther-Gasplst. 6 mm, 7 sch., m. 50 Pat. 9.90. Eleg. Westentasch.-Gas-Pistole 6 mm, 2 schüss., mit Patr. 3.50.

Katalog. Fa. SUHR Jun., Neuenrade W. 269

Konservengläser Marke REX

die Marke der tüchtigen Hausfrau!
Aufklärungsschriften kostenlos!



REX - G. m. b. H., ÖFLINGEN / BADEN

Seit langem an schweren Rheuma-Schmerzen gelitten

„Kann Nachtschwester-Beruf wieder mit Freuden ausfüllen“



Frau Sofie Henzli, Wiesbaden, Zahnstr. 19, berichtet am 18. 10. 1938: „Seit langem litt ich an schweren rheumatischen Schmerzen, konnte kaum noch meinem Beruf als Nachtschwester nachgehen. Nun wurde ich auf Togonal aufmerksam gemacht. Sofort holte ich eine fl. Packung, nahm sofort zwei Tabletten u. schon nach 2 Stunden —

ich war überglücklich — waren meine Schmerzen bedeutend gelindert. Nun habe ich die dritte Packung

und bin jetzt ganz ohne Schmerzen, so daß ich meinen Beruf wieder mit Freuden ausfüllen kann.“

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll. Der Bericht von Frau Henzli ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat haben Togonal-Tabletten Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hergenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Die hervorragende Wirkung des Togonal ist von Ärzten und Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togonal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togonalwerk München K 8/30.

Unsere Kalenderbeilage

Ganz erfüllt von dem Geist unserer Zeit, von dem leidenschaftlichen Siegeswillen des deutschen Volkes und seiner Wehrmacht sind die Zeichnungen, die unsern diesjährigen Wandkalender schmücken. Kaum je hat ein Lied so schnell im Volke eine derartig begeisterte Aufnahme gefunden, wie das Engellandlied, dessen Rehrreim lautet: „ . . . denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engelland!“ Den Text des Liedes brauchen wir hier nicht mitzuteilen, er ist ebenso bekannt wie der unserer Nationallieder, und unserer besten Volkslieder. Der Dichter Hermann L ö n s, der ihn zu Beginn des Weltkrieges schrieb, ist im September 1914 im Alter von 48 Jahren als Kriegsfreiwilliger bei Reims gefallen. Das Lied fand seine überaus wirksame Vertonung erst zu Beginn des gegenwärtigen Krieges. Herms N i e l, der auch die Weise zu dem bekannten neuen Soldatenlied „Erika“ schuf, gab dem überaus volkstümlichen Text die schlagende Melodie, die zum erstenmal bei einem der vom deutschen Rundfunk veranstalteten Wehrmachtswunschkonzerte gesungen wurde. Ernst F e u e r s t e i n, der Karlsruher Künstler, dem wir auch die Zeichnungen zur vorjährigen Kalenderbeilage verdanken, schuf die beiden Bilder, in denen viel von der frischen Angriffslust und der soldatischen Bereitschaft lebt, die in dem Liede zum Ausdruck kommen. Das Bild zur ersten Jahreshälfte zeigt ein aufgetauchtes deutsches U-Boot, auf dessen Kommandoturm deutsche Seeleute scharf Ausblick halten nach dem Feinde. Wir wissen, welche kühnen Taten unsere U-Boot-Leute in diesem Krieg schon vollbrachten und welche schweren Verluste sie dem stolzen Engelland, das einst glaubte, für immer die Meere zu beherrschen, zugefügt haben. Wir wissen auch, welche wuchtige Schlagkraft unsere Luftwaffe besitzt, von deren Ueberlegenheit und Schneid uns das Bild auf der zweiten Kalenderseite einen ausgezeichneten Ein-

druck vermittelt. Da sehen wir die Riesenvögel unserer Luftmacht über das bewegte Meer hinbrausen, in dessen Wogen sich eine Szene abspielt, an deren Möglichkeit das verblendete Engelland nicht dachte, als es dem Großdeutschen Reich den Krieg erklärte. Ein großer Dampfer, ein Fahrzeug der jetzt schwer bedrohten englischen Handelsflotte, hat einen Bombentreffer erhalten und muß nun angesichts der englischen Küste, nach der die ausgebootete Mannschaft hinzurudern im Begriff ist, hinab auf den Meeresgrund, wo so viele Schiffe der englischen Flotte schon ruhen. Die plutokratische Regierung Englands hat es so gewollt, und wird den deutschen Sieg auch durch alle Versuche, andere Nationen in den Krieg zu ziehen, nicht aufhalten.

Zur Beachtung

Die auf der linken Seite des Kalendariums abgedruckten Verse schrieb Friedrich Schiller, der größte politische Dichter Deutschlands. Schiller hat den Kleinbürger von 1800 zum Angehörigen einer Weltmacht erzogen, ihm die Zivilcourage gegeben. Das deutsche Nationalbewußtsein hat durch seine Dichtungen eine nachhaltige Stärkung erhalten. Sie waren die geistige Rüstung des Kampfes gegen Napoleon in den Freiheitskriegen. Das Soldatische in Schillers Wesen ist ein Erbe seines Vaters, der als Wundarzt, Furier und Husarenoffizier bei manchem Sturm gegen den Feind sein Leben wagte.



Im Frieden gab das Deutsche Volk große Spenden für das WHW. Im Kriege nun, das wird unser Stolz sein, werden wir unserem Kriegs-WHW die größten Opfer bringen, die der Einzelne überhaupt nur ermöglichen kann.

Kuften, Verschleimung, Asthma Katarrhe, Bronchitis

Sind die quälenden Zeugen einer geschwächten, reissempfindlichen, oftmals erheblich veränderten Atmungshaut; daher ihre Hartnäckigkeit. Trifft man ihnen aber mit „Silphoscalin“ entgegen, so zehrt man das richtige Verständnis für das, was hier nottut, nämlich: nicht allein der jeweiligen Beschwerden Herr zu werden, sondern vor allem auch auf das anfallsige Schleimhautgewebe in wirklich heilfräglichem Sinne einzuwirken. Das ist der Vorzug von „Silphoscalin“, das bei Professoren, Ärzten und Kranken entsprechende Anerkennung gefunden hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin“ und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apothete, München, Rosenstr. 6. — Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich die interess. illustr. Aufklärungsschrift S/267



Anregend
Erfrischend
Belebend

und

„immer ein Genuß“
deshalb

Tafelberg

von

Gebrüder Bernard AG, Regensburg
der größten Schnupftabakfabrik Deutschlands

Damenbart Befreit

von lästigen Haaren durch die weltbekannte Helwakakur.

Sehr bewährt u. a. von Ärzten erprobt. Goldene Medaille, Brüssel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften z. T. über Dauersfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Marke Helwaka mit Stern, patentamtl. Wz. 468509 verbürgt Erfolg und schützt Sie vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.76, stark 3.26, für größere Flächen 5.50 und 6.50 Nachnahme. **Helwaka-GmbH, Köln 211.**

Alles ohne Waffenschein!

Sport-Karabiner

6 u. 9 mm von 8.- an,
6 gezog. 9.50, Kleinkal.-Büchsen f. Winchesterpatr. Modern. Gas-Browning mit Magaz. 7 schüss., f. d. Gaspat. 6.35 mm, 18.-, und 22.-. Orig.-Walther-Gasplst. 6 mm, 7 sch., m. 50 Pat. 9.90. Eleg. Westentasch.-Gas-Pistole 6 mm, 2 schüss., mit Patr. 3.50.
Katalog. Fa. **SUHR Jun., Neuenrade W. 269**

Konservengläser Marke REX

die Marke der tüchtigen Hausfrau!
Aufklärungsschriften kostenlos!



REX - G. m. b. H., ÖFLINGEN / BADEN

Seit langem an schweren Rheuma-Schmerzen gelitten

„Kann Nachtschwester-Beruf wieder mit Freuden ausfüllen“



Frau Sofie Henzli, Wiesbaden, Zahnstr. 19, berichtet am 18. 10. 1938: „Seit langem litt ich an schweren rheumatischen Schmerzen, konnte kaum noch meinem Beruf als Nachtschwester nachgehen. Nun wurde ich auf Togonal aufmerksam gemacht. Sofort holte ich eine fl. Packung, nahm sofort zwei Tabletten u. schon nach 2 Stunden —

ich war überglücklich — waren meine Schmerzen bedeutend gelindert. Nun habe ich die dritte Packung

und bin jetzt ganz ohne Schmerzen, so daß ich meinen Beruf wieder mit Freuden ausfüllen kann.“

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll. Der Bericht von Frau Henzli ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat haben Togonal-Tabletten Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hergenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Die hervorragende Wirkung des Togonal ist von Ärzten und Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togonal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togonalwerk München K 8/30.

Wie hütende Großmütter neigten sich die sanften Berge über die Wiege des Tales, darin das hübsche, sauber abgerundete Einödwesen ruhte, das der junge Schwendner zu betreuen und zu verantworten hatte. Der Schwendner hätte hier in der unangefochtenen Einsamkeit als der glücklichste Mensch auf Erden bestehen können, wenn er das Leben nur nicht gar so sehr von der leichten Seite genommen hätte. In des nämlich die Vorräter in der Tugend der Sparsamkeit gegrünt und damit den Hof hoch gebracht hatten, zeigte der Nachfahre allzugern, daß er der reiche Bauer war. Er hing in einer übertriebenen und für einen Landwirt unpassenden Weise der Jagd nach, gab dem Bräuhaus tüchtig zu lösen und zahlte allen, die sich an ihn hielten, prahlerisch die Seche und versäumte dabei immer mehr seine Acker.

Diese Untugend verschärfte sich mit den Jahren, und wie das Unkraut tiefer wurzelt wie das Korn, so nahm der Leichtsinn weit überhand über die guten Eigenschaften, die der Schwendner gewiß auch von den fleißigen, haushälterischen Ahnen geerbt hatte. Und er begann Aussprüche zu üben, die wohl noch scherzhaft klangen, aber doch schon halb ernst gemeint waren, wie etwa: „Der Herrgott möge ihn vor der leichten Arbeit behüten, die schwere müsse ohnehin der Ochse tun.“ Oder er lachte: „Das Geld habe nur einen einzigen Fehler, und der sei, daß man es zählen müsse.“ Und so trank er sich mit allerlei arbeits scheuem Gesindel auf du und du und kam für dessen Durst auf, blieb nächte lang außer Haus und ließ die Wirtschaft verwahrlosen.

Sein alter Lehrer klopfte ihm zuweilen warnend auf die Schulter. „Wenn du es so weiter treibst, verhaufest du alles. Wendere dich! Es geht noch. Jedes Feuer ist leicht zu löschen, solange es erst glimmt.“

„Das versteht Ihr nit, Schulmeister,“ trostete der Schwendner. „Mein Hof hält schon was aus. Ein Bauernhof ist eine ewige Sache.“

„Ja, jeder Hof hält wohl einen Faulpelz aus, nur darf es der Bauer nicht selber sein“, sagte der Lehrer und ging.

„Neunundneunzig Schulmeister geben hundert Narren,“ spottete der Schwendner ihm nach. „Ich kann mein Geld nit ändern, es ist kurz.“ Und er warf eine ansehnliche Banknote unter den Tisch. „So, das ist für den Besen! Und jetzt eingekauft oder den Wirt gekennt!“ Und er tätschelte die Kellnerin auf den Rücken, und sie schwenkte die Gläser frisch aus und lachte mit ihren blanken Zähnen, schwächte ihm das Geld aus der Tasche und kreidete wacker an. „Trag mir und den Freunden auf, was Gutes im Haus ist!“ rief er. „Ich bin mir selber das Beste schuldig.“

Wenn sein Weib ihm daheim Vorfälle machte, lachte er sie aus. „Die Katzen greinen im März, die Weiber das ganze Jahr. Wenn es dir nimmer bei mir gefällt, so renn davon!“

„Ich sterbe, ehe ich eine Bettelfrau werde!“ drohte sie.

„Dann wächst mir wieder eine neue“, spottete er. „Oder glaubst du, ich krieg keine andere nimmer? Und wenn ich die Haut von meinem ersten Weib ans Scheunentor nagle, mein Hof kriegt doch gleich wieder eine Bäurin.“

Es war zu Georgi, als man das Märzgebier zapfte, da brannte in einer Gewitternacht der vierhundertjährige Schwendnerhof ab, und sein Bauer schlief zur selben Stunde betrunken am fernen Wirtstisch, das Gesicht auf der Faust, neben sich eine trübe Lache Bier, und ließ sich nicht wecken.

Die Bäurin war allein daheim gewesen, sie hatte lange vergeblich nach Hilfe gerufen. „Wenn es brennt“, seufzte sie, „sind die Nachbarn weit.“

Mittags erst trottete er heim. Verkohltes Gebälk rauchte, die Mauern ragten trostlos öd. Die Bäuerin kauerte auf einem Rainstein und nährte ihr Kind.

„Was sitzt du da wie ein geweihtes Scheit und redest nichts?“ fuhr er sie mit bösem Gewissen an. (Fortsetz. übernächste Seite)



Gegen Pickel, Ekzeme, Flechten, unreine Haut

Das DDD-Hautmittel hat sich bei diesen und ähnlichen Hautschäden seit langen Jahren bewährt. Es ist ein flüssiges, wohlriechendes Antiseptikum, das durch seine Zusammensetzung geeignet ist, Ihre Haut zu gesunden u. sie von lästigen Hautschäden zu befreien. DDD wirkt auch schnell juckreizlindernd. Erhältlich ab RM 1.36 die Fl. in allen Apoth. Verl. Sie kostenl. ausführl. Prosp. 284 v. Alleinh. DDD-Laboratorium, Berlin W 62, Kleiststr. 34

D.D.D. Hautmittel

Warum wohl sagen wir „EINWECKEN“?

So kurz wie der Name **WECK**, so kurz war die Zeitspanne, in der er für uns Hausfrauen zum Begriff wurde.

WECK war der Pionier fürs richtige Einkochen, für die sichere Frischhaltung.

Seit wir **WECK**-Gläser u. -Geräte kennen, kochen wir ohne Verlust und ohne Einbuße an Geschmack und Nährwert auf Vorrat, haben wir Obst und Gemüse mitten im Winter, stehen in unserer Kammer Fleisch, Wild, Geflügel, Fische, Sülze, Suppen, Tunten, Fett und Milch stets appetitlich frisch bereit.

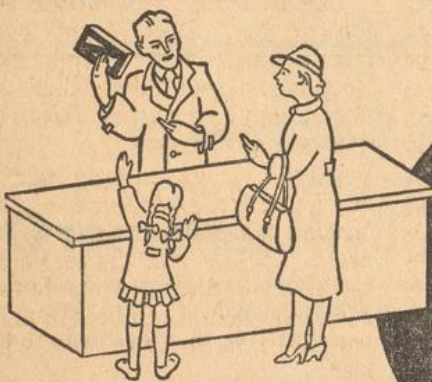
Was lag deshalb näher, als die vielen Bezeichnungen, wie Einkochen, Frischhalten, Konservieren, Sterilisieren u. ä. zusammenzufassen.

„**EINWECKEN**“! Mit einem Wort ist alles gesagt. Zugleich ist dieses Wort ein Dank, eine Anerkennung, ja ein ewiges Denkmal für eine große Pionierleistung.

Darum werden wir auch nie vergessen:

„**EINWECKEN**“ wurde abgeleitet vom Markennamen **WECK**, „**EINWECKEN**“ kann man also nur mit Gläsern und Geräten

Marke



Etwas für Sie!

Ganz besonders zu empfehlen:

POLAK- Pudding

Sie weinte auf. „Schäm dich in Gottes Erdboden hinein. Du wirst noch einmal den Strich über den Dachbalken werfen!“

„Zum Selbstmörder bin ich nit geboren“, erwiderte er. „Flenn nit! Ich holz' den Wald aus, da rinnt Geld herein, und der Hof steht bald wieder da, und schöner als früher!“

Die Hoffnung der Bäuerin, das Unglück werde ihn bessern, erfüllte sich nicht. Als Haus und Stuben wieder neu erbaut waren, trieb er es noch schlimmer, und die Vernunft führte nimmer den Zügel. Er verlor im Kartenspiel den Erlös der ganzen Heuernte und meinte achselzuckend dazu, ein rechter Mann müsse auch einmal verlieren können. Oft hatte er den zweiten Rausch schon sitzen, ehe er den ersten ausgeschlafen hatte, und manchmal trank er die ganze Woche, und die Bäuerin brachte ihm Sonntags früh ein frisches Hemd in die Wirtsstube, da saß er dann in blühweißen Hemdärmeln wie ein Pfingstkreiter, zechte weiter und berappte für alle, die an seinem Tisch lungerten, und machte sich über den Geiz der Ahnen lustig. Daheim aber trug er den Sonn-

tagsrod auch am Werktag, und er war zur Arbeit nicht willig und wälzte sich schlaftrig auf der Bärenhaut, und wenn ihn die Bäuerin mahnte, er möge aufstehen und adern, murkte er: „Sei froh, daß ich liege! Wer schläft, vertut sein Geld nit!“

Sankt Urban, da geht die Kleemahd an. Aber der Schwendner ließ die Sense am Nagel hängen. Wenn Sankt Aegid bläst ins Horn, heißt es: Bauer, sä dein Korn! Der Schwendner aber dachte an diesem Tag nicht an die Ausfaat, seine Freundelein fangen beim Dorfwirt, das war unterhaltlicher. Am Sankt Gallustag muß jeder Apfel in den Sad! Im Garten des Schwendners erfror das Obst am Ast, und die Bäuerin konnte die Arbeit nimmer bewältigen, die ihr aufgelastet war. Der Bauer aber saß beim Trunk und vergaß der Pferde draußen und ließ sie hungern und frieren und tröstete sich mit dem elenden Trost: „Was nußt alles Radern und Sparen? In hundert Jahren ist alles wieder in fremden Händen.“

Einmal trat ihm sein Weib mit aufgehobenen Armen in den Weg. „Du, daß

(Fortsetzung übernächste Seite)

Ein altbewährtes Hausmittel

von vielseitiger Anwendbarkeit ist das

Waaning-Tilly-Haarlemer Oel

Es reinigt das Blut, desinfiziert den Magen-Darm-Kanal und hat oft gute Dienste geleistet bei Leber- und Gallenleiden.

In Flaschen und Kapseln erhältlich in allen Apotheken

GEBR. WAANING-TILLY, EMMERICH a. Rh.

Verlangen Sie unsere Gratis-Broschüre

	<p>Für verwöhnte Natron-Verbraucher:</p> <p>Natrondoctor-Tabletten vorzüglich gegen Sodbrennen, Druck und Magenbeschwerden. milde, bekömmlich, unschädlich.</p> <p>Rezepte gratis. Arnold Kallst. Wwe., Weiskel.</p>		<p>Auch in preiswerten Beuteln erhältlich!</p> <p>Kaiser-Natron altbewährt zum Weichkochen von Hülsenfrüchten, beim Obst- Einmachen-Zuckerersparnis!</p> <p>Schnelleres Weichkochen = Brennstoffersparnis</p>	
---	---	---	--	---

Zuverlässige Back-Rezepte

braucht jede Hausfrau, um sparsam in den Zutaten und doch erfolgreich backen zu können. Verlangen Sie das neueste Backrezeptblatt kostenlos von

Dr. August Oetker
Bielefeld



Dr. Oetker Puddingpulver helfen sparen und Genuß bereiten!

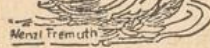
Sei von lästigen Haaren

möchte jede gepflegte Frau sein! Warum grämen Sie sich also noch länger, wenn Sie unerwünschten Haarwuchs im Gesicht oder am Körper in 3-4 Min. sicher entfernen können? Der ärztl. ausprob. u. weltverbreitete „Hewalin-Haarentferner“ Marke Antipillox Wz Nr. 229588 ist seit 30 J. bewährt u. auf international. Fachausstellungen Paris u. Antwerpen 1908 m. hohen Auszeichnung: Gold. Medaille, Ehrenkreuz u. Ehrendiplom prämiert. Diese 30 J. Bewährung i. d. beste Garantie f. Güte u. Zuverlässigkeit. „Hewalin“ beseitigt die unerwünschten Qualgeister, ohne die Haut im geringsten anzugreifen. Zahlreiche Anerkennungen dankbarer u. zufriedener Kunden! Außerdem d. Garantie: Geld zurück, wenn bei Ihnen erfolglos. Sie können also vertrauensvoll bestellen! Große Original-Packung RM 4.50. Nur echt zu beziehen v. d. Hersteller-Firma geg. Nachnahme od. Voreinsendung. Schreiben Sie also noch heute an: **Laboratorium Wagner, Köln 162, Nonnenwerthstraße 16.**



Allbekanntes sudetendeutsches Haus! Billige böhmische Bettfedern

$\frac{1}{2}$ Kilo graue Halbschleif-Federn 1.20 RM, halbweiße, geschlissene 2.50 RM, weiße, 3.50 und 5.- RM, Halbflaum-Schleif, 6.50 und 9.- RM, ungeschlissene weiße 3.50 und 5.- RM, Rupp-Halbdauen 6.- und 7.50 RM, Daunen, graue 5.-, RM weiße Daunen 15.- RM, hochfeine 18.- RM, versendet gegen Nachnahme



Bettfederngroßhandlung **WENZL FREMUTH**
DESCHENITZ 358/19 (Böhmerwald)
Ni-htpassendes tausche um od. Geld zurück, Muster u. Pro-liste kostenlos.

Solche

und andere häßliche Nasenformen erhält, bei Damen, Herren und Kindern durch meinen 15 fach patentierten



Nasenformer ORTHODOR

eine edlere Linie. Stups-, Sattel-, Entenschäbel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. Für Damen, Herren und Kinder! RM. 6.50, mit weichem Lederpolster RM. 8.- Nachnahme — Versand zuzüglich Porto durch **Schröder-Schenke, gegr. 1895** Berlin W 140, Kleist-Str. 27



Fahrrad-Anhänger

stabil und solide gebaut in allen Ausführungen
WILHELM HARTMANN
Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 81

Verlangen Sie Bild-Preisliste Nr. 63



Als Spezialität
Bandonett 10 Tasten RM 8.-
" 19 Tasten 4 Bässe „ 12.-
Klavierhörn. 21 Tasten „ 19.-
" 25 Tast. 12 Bässe „ 32.-
" 30 Tast. 32 Bässe „ 72.-
" 34 Tast. 48 Bässe „ 14.-
" 41 Tast. 1 O.äs e. „ 120.-

Zithe n. 41 Saiten
5 Akkords, mit
50 Notenblättern 8.-
Mandolinen 6.-
Geigen, kompl. 10.-
Gitarren 8.50
Blockflöten 2.-
Spielapparate 15.-
Katalog gratis. H. SUHR, Neuenrade 564

wir nur nit lernen, wie bitter fremdes Brot schmeckt! Unser Hof wird bald vergantet werden!" Er stieß sie lachend von sich. „Meinetwegen können sie die ganze Weltfugel verganten!"

Die Hilfe kam noch zur rechten Zeit. Von unerwarteter Seite.

Einmal nach einer verbrauchten, gottsträflichen Woche lag der Bauer am helllichten Tag noch schnarchend im Bett, und in seiner dumpfen Trunkenheit hatte er die Decke von sich gestrampelt, und sein Gesicht lag entblößt.

Da kam sein vierjähriges Bublein in die Stube, und als er den Vater in einer solch unwürdigen und häßlichen Lage sah, holte er schnell eine Rute und schlug mit zornigen und unbarmherzigen Schlägen auf das nackte Fleisch los.

Der Schwendner hob sein übernachtetes, blaßes, welkes Gesicht. Da gewahrte er, daß ihn sein eigenes Kind züchtigte. Und als er in die ernst erglühenden Augen

des kleinen richtenden Engels sah, fing er zu winseln an und verkroch sich dann aufheulend unter der Decke.

Was war ihm da geschehen? Mit einmal sah er sein leeres, wüstes, unwürdiges Leben vor sich. Und er fühlte, daß er am Ende war, wenn er nicht ein anderer wurde, ein rechter Bauer, der diesen Namen verdiente. Während er aber es unter seiner Decke heiß und reuig bedachte, kam ihn unversehens ein Lachen an. Er dachte an das grimmige Bublein, und wie er, der Schwendner, sich vor ihm fürchtete, weil das Kind mit der Rute im Recht war. Und das Lachen brach tief und schütternd und befreiend aus seiner Brust, daß erst ein Bublein den Alten auf den rechten Weg hatte führen müssen. Freilich, es war sein Bublein, aus dem jetzt das Blut der Ahnen so zornig gesprochen hatte.

Seit jenem Geschehnis fand der Bauer sich wieder heim in sein besseres Selbst, und der Hof war ihm und den Kommen- den gerettet.

Die Kramermirz

Von F. Schröngamer-Heimdal



vor gut dreißig Jahren war die Kramermirz das einzige kaufmännische Verkehrsmittel meiner Heimat, ein altes Weib in den Sechzigern. Sie hatte auch den einzigen Kramladen weit und breit — und das war ihr Rückenkorb, aus Buchenspänen geflochten, dessen drückende Stäbe durch ein Polster, mit Waldmoos gefüllt, etwas gemildert waren.

Diesen Korb trug die Kramermirz, die Waldwinterszeit ausgenommen, jede Woche dreimal den sieben Stunden weiten Weg nach Deggendorf hin und zurück. Und jedesmal war der Korb bis obenauf gefüllt. Auf dem Hinweg mit Eiern, Butter, Schmalz, Hühnern, jungen Tauben, Forellen, Latweg, Honig, Wacholderbeeren, Haselnüssen und Sonstigem, auf dem Heimweg mit Semmeln zum Knödelmachen vollgepfropft, dann mit Schulbüchern, Schürzenstoffen, Schiefertafeln,

Salzheringen, Minzenkugeln, Randiszucker, Kaffeepädlein, neuen Kalendern, Hoffmannstropfen, Rasierseifen, Schnupf- und Rauchtobak, Griffeln, Schreibfedern, Mundorgeln und anderen Dingen, die auch bei der Mirz bestellt waren.

Und jedesmal ging sie den weiten Weg barfuß, bei jedem Wetter. Einen Regenschirm kannte die Mirz auch nur vom Hörensagen. Bei Anwettern zog sie einfach den Rock über den Kopf. Ihr Gesicht war braun und derb wie Leder, und Fußsohlen hatte sie stärker und widerstandsfähiger als ein doppelt genähter Gebirgstiefel. Ihre Füße habe ich in Sommerzeiten nicht anders gesehen als schwarzblau bis zu den Knöcheln: gesprengelt vom Saft der Heidelbeeren, die sie auf ihren einsamen Waldwegen zertrat.

Wenn sie kurz nach Mittag vom Stadgang heimkam, stellte sie die Kirm in die Stube, lief in den Stall, fütterte und molf

(Fortsetzung übernächste Seite)



Erhalte Deine Gesundheit durch naturgemäße Lebensweise und benütze bei auftretenden Beschwerden od. Krankheiten zu deren Bekämpfung heilkräftige Pflanzen, welche der Natur entsprechen. Aus solchen Naturschätzen erprobt zusammengestellt sind die durch ihre Erfolgsgeschichte befannten

Philippsburger Herbaria-Kräuter-Heilmittel.

Dieselben werden in Spezialmischungen für die einzelnen Krankheiten zusammengestellt und sind als Kräuter-Teer, Kräuter-Pulver, Kräuter-Pulverkapseln, Kräuter-Tabletten und Kräuter-Säfte erhältlich. Es werden empfohlen bei:

Arterienverfaltung	Mischung Nr. 4	Korpulenz	Mischung Nr. 32	Nervenleiden	Mischung Nr. 80
Asthma	" Nr. 6	Hämorrhoiden	" Nr. 49	Gutten, Verstopfung	" Nr. 66
Blut und Rheuma	" Nr. 44	Unreinem Blut	" Nr. 19	Zuckerkrankheit	" Nr. 29
Herzleiden	" Nr. 52	Magenleiden	" Nr. 68	Kropfleiden	" Nr. 64

Preis pro Packung je nach Sorte und Verbrauchsform 2.15—2.90 M.

Aus der Dankschreibenmappe

- Nr. 44 7. 2. 33. Gleichzeitig möchte ich an dieser Stelle bemerken, daß mein Rheumaleiden schon beim 4. Paket gänzlich verschwunden ist. Ich bin Ihnen sehr dankbar und werde stets bemüht sein, jedem, der an Rheuma leidet, Ihren Tee zu empfehlen. Al. Spalten/Diöpr. gez. Friedrich Dieckhoff, Gollaschinent.
- Nr. 66 12. 11. 36. Kann frei durchatmen und fühle mich viel wohler als früher. Selbst mein Kassenarzt, von dem ich mich im Jahre dreimal untersuchen lasse, freut sich, daß der Lungenbefund immer besser wird. — Mit der Verwertung meines Dankschreibens vom 12. 11. 1936 bin ich einverstanden. gez. Christian Schmitt, Schafmeister.
- Nr. 68 18. 6. 33. . . . muß Ihnen mitteilen, daß ich voll und ganz mit der Kräuter Mischung Nr. 68 zufrieden bin. Ich habe keine Schmerzen und kein Ziehen mehr im Magen und muß stounen, daß ein Paket Kräuter Mischung solche Dienste tut. Ich kann von morgens bis abends wieder meiner Arbeit nachgehen. — Mit der Verwertung meines Dankschreibens vom 18. 6. 33 bin ich einverstanden. Bsd./Medio., 10. Okt. 1938. gez. Theo Manion.
- Nr. 80 13. 1. 37. Schon seit Jahren beziehe ich Ihren Perovskite mit bestem Erfolg. Ich kann ruhig behaupten, dieser Tee hat mir wieder Lebensfreude verschafft. Ich bin ein gesunder Mensch geworden. — Mit der Verwertung meines Dankschreibens vom 13. 1. 37 bin ich einverstanden. Helmrechts, am 7. Okt. 1938. gez. Leopold Krauß, Bauartitel.

Herbaria Interessenten wollen meine Ausführungsbrochure „Das Pflanzenheilverfahren“ verlangen; dieselbe wird gern kostenlos zur Verfügung gestellt. **Philippsburger Kräuterparadies** (Baden) Philippsburg Alfred Wegner **Philippsburg** K 132, 41



Gemüßliche Stunden

der Ausspannung, ein vergnügtes Wochenende und einen stimmungsvollen Feierabend bereitet die tonreine, klingvolle und formschöne

Hohner-Mundharmonika

Besonders schön ist das Zusammenspiel in der Gruppe. Gute Literatur steht zur Verfügung. Bebilderte Druckschriften unter Bezug auf diese Anzeige kostenlos und unverbindlich durch

Matth. Hohner A. G. Troffingen (Württ.)

Flugzeug- u. Schiffs-Modellbau

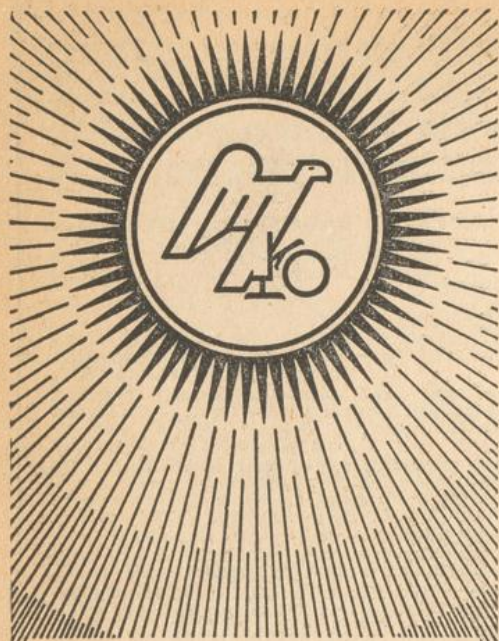
Baupläne, Werkstoffe, Bastlerartikel. Katal. gratis. Auch alles zur Laubsägeerei. J. Brendel, Limburgerhof 87, Saarpfalz.

Meldet der NSV. Freiplätze



Christl-Bettfedern

sind gewissenhaft veredelte Federn von ganz besonderer Güte und Füllkraft! Kaufen Sie auf gar keinen Fall Bettfedern, ohne meine Luster gesehen zu haben! Ich sende sie Ihnen kostenlos und unverbindlich. Außers. vorteilhafte Preise! Fertige Betten, Stepp- u. Daunendecken, alles gut u. preiswert! Jose Christl Nachf. Cham K 47 Bayerischer Wald. Ältestes und größtes Bettfedernver sandgeschäft Bayerns



Zwei Dinge sind es, die das Radfahren mühelos machen

**Torpedo-Freilauf
u. F&S-Kettenschaltwerk.**

Torpedo ist die altbewährte Nabe mit der höchsten Präzision. Sie gibt dem Rade den leichten Lauf, ihre feinnervig arbeitende Bremse gewährt dem Fahrer die höchste Sicherheit.

F&S-Kettenschaltwerk ist die neue große Errungenschaft. Sie verleiht auf einfachste Weise dem Rade drei Übersetzungen, die während des Fahrens geschaltet werden und so jeden Weg der Kraft des Fahrers anpassen.

Fragen Sie Ihren Fahrrad-Händler!

FICHEL & SACHS AG · SCHWEINFURT-M

die Ziegen und trank ein Täschchen Milch als Mittagsmahl. Und die halbe Semmel, die sie sich gönnte, aß sie wieder schon unterwegs.

Denn die Mirz, die schon vierzehn Bestunden hinter sich hatte, ungerechnet der Gänge in der Stadt, mußte jetzt in die Wald-dörfer und das Mitgebrachte abliefern.

So lief sie noch einmal vier, fünf Stunden herum.

Und wenn sie dann abends heimkam, schüttete sie den Kittelsack auf den Tisch, stellte die Markstücke in eine Reihe, die Fünzigerl, die Zwanzigerl, die Zehnerl, die Fünferl, die Zweiringerl und die Pfennige, jede Geldgattung für sich gereiht.

Dann nahm sie von den Markstücken eines weg, von den Fünzigern eins, bis herunter zum Pfennig. Von jeder Geldreihe ein Stück.

Dann holte sie aus dem Strohsack ihres Stubenbettes einen hirschledernen Beutel, tat die weggelassenen Geldstücke hinein und versteckte den Beutel wieder im Bettstroh. Das war ihr Tagesverdienst, wie sie aus langjähriger Erfahrung wußte. Soviel mußte übrig bleiben. Und blieb auch übrig. Die Rechnung ging immer glatt auf. Und mußte glatt aufgehen, wie leicht begreiflich.

Das übrige Geld tat sie wieder in den Kittelsack, als Betriebsvermögen gewissermaßen. Und dieses machte es erklärlich, warum ihr bei ihren Handelshäften wöchentlich dreimal eine Mark, dreimal fünfzig, dreimal zwanzig, dreimal zehn, dreimal fünf, dreimal zwei und dreimal ein Pfennig, zusammen fünf Mark und vierundsechzig Pfennige Wochenverdienst blieb vom sechsmaligen Hin- und Wiederlaufen zur Stadt je sieben Stunden, die Gänge in der Stadt und in den Wald-dörfern gar nicht gerechnet.

In Wirklichkeit hat sie natürlich mehr verdient, die Mirz. Manchmal, nicht oft, bekam sie ein „Trinkgeld“. Und an den Tagen, an denen sie nicht zur Stadt lief, half sie den Dorfleuten bei der Arbeit. Das trug ihr auch ein paar Märklein ein im Jahr.

Zur Winterszeit, für die sie sich mit

Dauerwaren eindeckte, da das Stadtklaufen wegen des hohen Schnees unmöglich war, strickte sie für die Dörfler um Lebensmittel und verkaufte nebenbei ihre Minzenkugeln, Hoffmannstropfen, Kalender und anderes.

Zwei- oder dreimal im Jahr schollen ihr die Münzen im Kittelsack derart, daß sie immer eine Handvoll herausnehmen und in den hirschledernen Beutel im Bettstroh tun durfte. Das waren dann Haupt-, Fest- und Wandertage für die Mirz. An solchen Tagen konnte sie manchmal sechzig, siebzig und achtzig Mark bei Seite tun, ohne daß der Handel stockte. Es war und blieb reiner, unangestaster Handelsverdienst. Woraus wieder erhellt, warum die tägliche Gewinnrechnung stets so glatt aufging.

Abends, wenn die Mirz ihre Ziegen gefüttert und wieder ein Schälchen Milch nebst einer halben Semmel genossen hatte, saß sie daumendrehend auf ihrer Hausbank und sah die Gassen entlang.

Dann kamen ihre vier Buben, die im Dorfe bei den Bauern als Knechte dienten, und setzten sich links und rechts neben die Mutter, die jedem zum Willkomm eine Minzenkugel in das Maul schob. Und sie selbst gönnte sich auch eine, weil sie gar einen so guten Magen machen, die Minzenkugeln. Das weiß ich, denn ich habe als Waldbube nicht die wenigsten Minzenkugeln von der Kramermirz gekauft.

Die weil die Buben an ihren Minzenkugeln schleckten, gab ihnen die Kramermirz gute Lehren: sie sollten fest arbeiten, vor Lichtmeß keinen Lohn einbringen und kein Weibsbild anschauen.

Da zog dann der Sepp seine Mundorgel heraus und spielte einen Landler. Und die Mirz drehte die Daumen immer flinker, dann kam's ihr auch in die Füße. Und schon wirbelte sie mit dem Kaverl wie ein Wiesel auf dem Unger, die Mirz, das steinalte Weib, das zwanzig Stunden mit schwerem Rückenkorb herumgelaufen ist und jetzt noch tanzt wie die Heze am Stecken.

„Die Mirz, ja die Mirz, das ist eine



Kein Fahrzeug verbindet hohe Leistung mit Sparsamkeit so vollkommen wie SACHS - MOTOR

Für den Beruf wie für den Sport erweist sich Sachs-Motor als vollwertiges Kraftfahrzeug, ja ist diesem in Handlichkeit und Wendigkeit überlegen. Er fährt jede Straße, auch den schmalen Feldweg, nimmt jede Steigung. Seine Geschwindigkeit beträgt bis zu 60 Stundenkilometer.

Dabei verbraucht er auf 100 km weniger als 2 Liter Brennstoff, d. h. auf den Kilometer für weniger als 1 Pfennig.

800 000 Sachs-Motoren im Gebrauch
4000 Sachs-Dienststellen im Reiche

FICHEL & SACHS AG · SCHWEINFURT-M

gußeiserne," sagten die jungen Bäuerinnen.

"Na ja, der Teufel wird sie schon noch einmal holen," die Bauern.

Ueber den lateinischen Brocken und arithmetischen Rechnungen, über der Schlacht von Marathon und dem bottinischen Meerbusen, die ich bald darauf in der Studienstadt auswendig lernen

musste, vergaß ich die Kramermirz daheim im weltverlorenen Walddörflein.

Und dreißig Jahre später, als ich wieder einmal heimkam und mit einem Bekannten durch den Kirchhof ging, da las ich auf einem schiefen Kreuzlein an der Mauer: Hier ruht die ehrengedachte Frau Anna Maria Perl, gewesene Krämerin von Marbach, die „Kramermirz“.

Wahre Geschichten / Von Hermann Dörner

Vor vielen Jahren lebte im schönen Neckartale auf dem stolzen Großherzoglichen Schlosse der Oberförster N., dem die Großherzogliche Forstverwaltung unterstand. Alljährlich gegen Jahresende pflegte er ein gut durchwachsenes Schwein zu schlachten, nicht zu mager und nicht zu fett. Als er dies wieder tun wollte, gab er rechtzeitig seinem Faktotum, dem Forstwart Müller den Auftrag, nach einem solchen Schwein Umschau zu halten. Lange Zeit bekam er keinerlei Lebenszeichen von seinem Forstwart, so daß er eines Tages zu ihm ging und ihn fragte, ob er endlich ein für ihn passendes Schwein gefunden habe. Verlegen gab dieser ihm zur Antwort: Herr Oberförster, ich hab' mer die größt Müh gewwe, aber so e Sau vun Ihrer Größ isch im ganze Odewald net zu finne."

*

Im badischen Pfälzer Lande gab es zwischen zwei Volksgenossen eine taktliche Auseinandersetzung, in deren Verlaufe einem Partner ein Auge ausgeschlagen

wurde. Die Sache kam vor das Schöffengericht. Nach der Einleitung der Gerichtsverhandlung sagte der Vorsitzende zum Angeklagten, er solle den Hergang schildern, was er mit folgenden Worten tat: „An dem Sunntagnachmittag bin ich mit meinem Freund Karl (dem Verletzten) uf em Neckerdamm spaziere gange. Mer harwwe hingeredd un harwwe hergeredd, uff eenmol hängt mein Freund 's Nag eraus. Ich hebb no gleich g'saacht, bleib doch derheem, wann de nig vertraache kannsch.“

*

In einer Universitätsstadt standen auf einem etwas abgelegenen Hügel zwei Häuser. In diesen Häusern wohnten zwei sehr kinderreiche Familien. Die eine Familie hieß Christ und die andere hieß Rapp. Eines schönen Tages war in der ersten Klasse der Volksschule Religionsprüfung. Die erste Frage richtete der Prüfende an den kleinen Rapp mit den Worten des Katechismus: „Bist du ein Christ?“ Umgehend antwortete der Kleine: „Nein ich bin ein Rapp.“

Was wir von der Ente lernen können



Die Ente fettet ihre Federn ein, bevor sie in's Wasser geht. Sie werden dadurch wasserabstoßend, bewahren sie also vor Nässe und Kälte. Wenn wir unsere Schuhe putzen, machen wir das Gleiche. Wir versehen sie mit einer wasserabstoßenden Schicht, die aber zugleich den Schuhen Glanz gibt und das Leder geschmeidig macht. Allerdings, es muß dann auch eine gute Schuhcreme sein, so gut wie die altbewährte Erdal Schuhcreme. Die Schuhe halten länger und bleiben länger schön.

Billige aber gute Uhren



mit Garantie. Bei Nichtgefall, Umtausch oder Geld zurück Nr. 2. Taschenuhr Nr. 3. Herrentaschenuhr mit gepulvertem Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90. Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 vergoldete Ränder, M. 2.30. Nr. 5. Besseres Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deckel, vergoldet, M. 4.90, besseres

Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.-. Nr. 99. Dto., Gold-doublé, 5 Jahre Garantie für Gehäuse, für Damen, mit Ripsband, M. 5.90. Für Herren, viereckige Form, M. 6.90.



Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert M. 7.80.

Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, 1/4 stündlich Kuckuck rufend, M. 2.50.

Wekkeruhr, genau gehend, M. 1.60.

Nickelkette M.-25. Doppelkette, vergoldet M. -70. Kapsel M. -25.

Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, ein-schl. Monogr. M. 1.-. Nr. 614. Siegelring, Seckige Platte, M. 1.-. Nr. 2803.

Siegelring, moderne Form, 1.-. Trauring, Double M.-80. Double-Ring mit Simill -80. 2 Jahre Garantie. Als Ringmaß Papierstreifen einsenden. Versand gegen Nachn. Jahresversand 30000 Uhren. 20000 Ringe.



Katalog mit zirka 700 Bildern gratis!

Fritz Fleinecke

Braunschweig 33

NIMM **TITAN** und Du weißt was Du hast.

Titan-Nähmaschinenfabrik
Gustav Wieselmann G. m. b. H.
Allenburg, Thür. 11
Gründungsjahr 1871

Oh dieser Schmerz

es ist manchmal unerträglich. Wie einfach kann man sich davon befreien, wenn man mit der Pipette die praktischen W-Tropfen auf die schmerzende Stelle: das Hühnerauge oder die Hornhaut aufträgt. Nicht lange und der Schmerz ist verschwunden, denn W-Tropfen bewirken sofortiges Weichwerden der Hornhaut, die nach einigen Tagen mit dem Finger leicht herausgehoben werden kann.

Die Originalflasche W-Tropfen mit Auftrage-Pipette ist in allen Apotheken, Drogenläden u. Sanitätsgeschäften zu haben

66 Pf.

W-Tropfen

14 Tage Sprachunterricht

nach der bewährten Methode
Louffaint-Langenscheidt
für die Leser dieses Kalenders
vollständig kostenlos!

Louffaint-Langenscheidt erfordert keine Vorkenntnisse, keine besondere Begabung. Volksschulbildung genügt. Für jeden geeignet. Hunderttausende aller Berufskreise haben bereits mit bestem Erfolg danach gelernt und so ihre Lebenslage verbessert.

Von dem Aufbau und dem Inhalt Ihrer Unterrichtsbriefe bin ich begeistert.

Die Durcharbeitung der 36 englischen Original-Unterrichtsbriefe Methode Louffaint-Langenscheidt einschließlich der 5 Beilagen hat mir viele genutzreiche Stunden verschafft und mich oft ganz meine schwere Körperbehinderung vergessen lassen. Von dem Aufbau und dem Inhalt Ihrer Unterrichtsbriefe bin ich so begeistert, daß ich mich trotz meiner 55 Jahre entschlossen habe, Ihre französischen und italienischen Briefe noch in diesem Jahre durchzuarbeiten.

Alfred Püschel, Telegraphen-Inspektor a. D., Jena, Dornburger Straße 98, 1 r. (17. 1. 40)

Ich glaube nie, daß man eine fremde Sprache auf so überraschend schnelle und einfache Weise lernen kann.

Hiermit muß ich Ihnen meinen Dank aussprechen für Ihre hervorragende große Originalausgabe Französisch. Ich bearbeite zurzeit erst den 8. Brief, und ich bin doch jetzt schon in der Lage, leichte französische Lektüre zu lesen, sowie den französischen Nachrichten über den deutschen Rundfunk fast ohne Stockungen folgen zu können. Und das alles habe ich allein Ihrer Methode zu verdanken. Ich glaube nie, daß man eine fremde Sprache auf so eine überraschend schnelle und einfache Weise lernen kann. Ich wünsche Ihrem Werke auch weiterhin großen Erfolg; denn wer sich Ihrer guten Führung anvertraut, muß Erfolg haben. Julia Stibbe, Zwickau/Sachsen, Leipziger Straße 128 (2. 1. 40)

Das sind nur zwei von den täglich eingehenden Erfolgsberichten. Auch Sie schaffen es, versuchen Sie es nur. Teilen Sie uns auf nebenstehendem Abschnitt mit, welche Sprache Sie erlernen wollen. Wir senden Ihnen Lehrmaterial für 14 Tage kostenlos und portofrei zu. Es braucht nicht zurückgeschickt zu werden. Sie gehen damit auch keinerlei Verpflichtung zum Kauf oder Abonnement ein. Senden Sie den Abschnitt heute noch ab!

Ich ersuche um Zusendung der 1. Lektion. Bitte recht deutlich zu schreiben!

Name:

Ort u. Post: 227

Straße:

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt) & Co. Berlin-Schöneberg 227

Die beiden Pädagogen / Von Ludwig Nies

So, Karlche, jetzt gehst noch zum Herrn Pfarrer!" spricht die dicke Frau Bürgermeisterin zu ihrem Sprößling mit dem pfliffigen Lausbubengeficht und übergibt ihm Mehlsuppe und Würste.

Mißmutig zieht der Junge seiner Wege. "Der Herr Pfarrer", so überlegt er, "gibt mer kan Grosche wie der Kronewärt und de Unkel Hennrich, wann ich 'n die Mähelsupp bring! Der könnt' doch und der müßt doch — —." So, ganz in Gedanken versunken, ist er in der Wohnung des geistlichen Herrn gelandet und steht plötzlich vor ihm im Zimmer. Da hat er sogar sein Sprüchlein vergessen und die Mühe aufgelassen.

Lächelnd nimmt der alte Herr die lange Pfeife aus dem Mund und sagt: "Na, Karlche, das is recht, daß du da bist! Stell dei Sach da nebe hin!" Bei sich aber meint er: "Du mußt dem unerzogenen Bub eine kleine Belehrung zukommen

lassen! So ohne alle Form kommt der da in meine Behausung! Wenn er auch die fetten Dinge abliefern, aber . . ."

"Karlche", sagt er gutmütig, "setz dich mal in mein Lehnstuhl! Ich will dir emal zeige, wie ich's gemacht hätt', wann ich dem Herrn Pfarrer etwas gebracht hätt'! Denk dir, du wärst der Herr Pfarrer, und ich wär das Karlche!" Dann geht er mit Korb und Eimerchen vor die Tür. Zweimal klopft er leicht an, und Karlchen sagt laut und deutlich: "Herain!" — —

Langsam kommt Hochwürden ins Zimmer, nimmt sein Käppchen ab und spricht: "Gute Abend, Herr Pfarrer! En schene Gruß von der Mutter un hier schickt se eine kleine Probe vom Schlachtfest!" —

Karlchens Augen blinzeln verschmüht. Dann aber antwortete er wohlwollend und bedächtig: "Karlche, ich danke dir schein für die Sache! Hier hoste ach zehn Pfennig fürs Bringel!" —

Soeben erschien

Deutsche Heilpflanzen

Von EUGEN HORNING

Mit einem Geleitwort von Direktor Dr. W. Möchel

Sachbearbeiter der Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung für die Gaue Baden und Saarpfalz

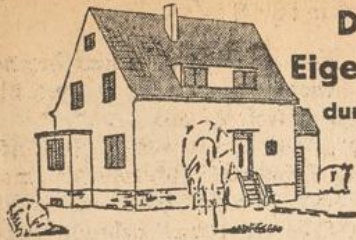
128 Seiten, 30 Abbildungen, Preis RM. 1.40

Mit diesem Buche wird dem Leser eine die bekanntesten und gebräuchlichsten Heilpflanzen behandelnde Schrift vorgelegt, die ihn in das interessante, längst dem Meinungsstreite der Gelehrten und der Laien entziffene Gebiet der Heilpflanzenkunde nicht nur vorzüglich einführt, sondern ihm auch ein durchaus umfassendes Wissen vom Wesen der Heilpflanzen, von deren geschichtlichen, volkstümlichen, wortkundlichen, botanischen und medizinischen Einzelheiten vermittelt. Dank dieser bis jetzt noch von keinem Buche vorgenommenen anlaßlichen Fünfstellung, die der Verfasser jeder der 30 beschriebenen Heilpflanzen angebeihen ließ, ist diese Schrift nicht nur ein vorzügliches Unterrichtsbuch, sondern auch eine interessante Unterhaltungslektüre.

Jeder Freund der Natur, jeder Anhänger der Heilpflanzenkunde, jeder Lehrer und Erzieher wird diese lehrreiche, bei aller Wissenschaftlichkeit doch geradezu muftergültig allgemeinverständlich geschriebene, reichbebilderte Schrift gerne zur Hand nehmen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

M. SCHAUBURG, Verlagsbuchhandlung, Lahr/Schwarzwald



Dein
Eigenheim
durch das

neue Bausparen

- Keine Abschlußgebühren
- 2 1/2 % Verzinsung d. Spareinlagen
- Beschleunigte Baugeldbereitstellung
- 100 % Finanzierung Ihrer Eigenheimwünsche
- Vorkostenloses Ansparen und die Möglichkeit d. Steuererleichterung

Das sind die Vorteile eines Bausparvertrages bei der

AACHENER BAUSPARKASSE

Aachen 46, Postfach 462
Schicken Sie uns noch heute dieses Inserat.
Sie erhalten dafür unverbindlich und kostenlos unser gesamtes Werbematerial.

Marder, Iltis, Fuchs, Maulwurf



Großen Fangerfolg. Preisliste über **Lockmittel**, neueste Fallen und Fanggerätschaften gratis. **Neuheit!** Selbstschutz für Maulwurf, Schermaus.
KIEFERLE, Randegg Nr. 6
(Hegau)

Heute geht er zweimal in seinen alten Anzug hinein...

Ist es denn möglich, in kurzer Zeit erheblich abzunehmen? Heute kann man diese Frage erfreulicherweise ohne weiteres bejahen. — Es ist ein Erkenntnis der modern. Wissenschaft, daß das Dickwerden nicht so sehr mit dem reichlichen Essen zusammenhängt, als vielmehr mit einer falsch gesteuerten Nahrungsverwertung. Diese Überlegung liegt den Dragées Neunzehn zugrunde. Sie sind ein Ergebnis der Forschungen des Universitätsprofessors Dr. med. H. M. u. G. Mit Hilfe von Dragées Neunzehn kann man es auf gesunde Weise erreichen, in ein paar Wochen mehrere Pfund abzunehmen.

Dragées **Neunzehn**

verursachen kein Kneifen und können unbedingt täglich genommen werden.

40 Stück RM 1.21, 150 Stück RM 3.55.

Zu haben in allen Apotheken.



Gratis

und unverbindlich erhalten Sie meine Preislisten üb. Artikel für die Gesundheits- u. Krankenpflege u. zur Schönheitspflege (Gormon-Büstenpräp., Lodenfräulein, graue Haare verschwinden, feine Sommerprossen mehr, Enthaarungsmittel usw.)

Sanitätwarenverlag
GUMMI-ARNOLD
Wiesbaden, Fach 32/92

Grillparzer
Kräuterpfarer
Künzles Heilmittel
in Apothek. oder durch
Apotheker A. Erren
Freiburg i. Br. 8
Prospekte kostenlos

Herzangst Schwindel-Anfälle

sowie Ohrensausen, aufsteigende Hitze, Bluthochdruck, Nervosität, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit und allgemeines Unbehagen sind meist Nebenerscheinungen der Arterienverkalkung und werden durch das Naturheilmittel „Santa-Bio“ wirksam bekämpft. Das aus Heilpflanzen und Mineralien bestehende „Santa-Bio“ half schon vielen, weil es den Körper von schädlichen Krankheitsgiften befreit, zu hohen Blutdruck mindert und die Körpersäfte reinigt. Gesundes, schlackenfreies Blut pulsiert wieder durch die Adern. Kurpackung RM 5.20 (Monatspackung RM 1.85) durch Nachnahme von **Brauns & Skora, Berlin W 15 / B 3, Kurfürstendamm 48**
Interessante Aufklärungsbroschüre gratis!

Ausschneiden und im Umschlag a. Drucksache (Porto 3 Pfg.) einsenden

Gutschein!

An das Rustinsche Lehrinstitut
für Fernunterricht, Potsdam, Kal 78

Ich wünsche eine **unverbindliche Ansichtsendung** von dem unterstrichenen Lehrgang:

Höhere Schulbildung
nach neuen Schulformen:
Mittelschulreife (mittlere Reife) an Mittelschulen
Abiturientenexamen
Oberschule a) sprachl., b) naturw.-mathemat.
Zweig, Oberschule für Mädchen, Gymnasium, Wirtschaftsoberschule
Kaufmänn. Ausbildg.
2jährige Handelsschule
Höhere Handelsschule
Kaufmann
Handlungsgeh.-Prüfung
Lehrwerke für Wehrmachtangehörige
Abschlußprüfung I u. 2
Allgemeinbildung für Beamte
f. d. einfachen, mittler. und gehobenen Dienst
Musiktheorie
Konservatorium

Fremdsprachen
Englisch Italienisch
Französisch Spanisch
Latein Griechisch
Technik
Maschinen techniker
Maschineningenieur
Werkmeister
Betriebsingenieur
Ingenieurkaufmann
Techniker für das Kraftfahrzeugwesen
Elektrotechniker
Funkingenieur
Techniker u. Ingenieur im Flugzeugbau
Installationstechniker
Hochbautechniker
Vermessungstechniker
Tiefbautechniker u. a.
Handwerker-Lehrgänge
(Beruf angeben)

Probe-Nummer der „**Rustin-Nachrichten**“, Fachzeitschrift für Fernunterricht (mit Erfolgsberichten), gratis!

Name:
Beruf u. Alter:
Ort, Straße u. Nr.:

Die Geschöpfe und die Erde / Von Max Mell

Bevor der Herr die Erde erschaffen hatte, rief er die Tiere zusammen und fragte sie, wie er sie wohl machen sollte.

„Mache sie recht eben und weit, daß sie nicht aufhört!“ rief das Pferd und wieherte mutig.

„Mache sie recht dick und weich“, sagte der Maulwurf, „daß ich überall durchkomme.“

„Wenn sie nicht ganz voll Wasser und flüssig ist“, meinte der Fisch, „so habe ich wenig Freude daran.“

„Ich will, daß sie voll hoher spiziger Berge ist!“ sagte der Adler. „Ich will noch über ihnen fliegen und hinunterschauen und thronen auf ihnen.“

„Mache sie nur nicht zu klein“, bat die Mücke. „Recht groß laß sie sein, damit viele Mücken auf ihr Platz haben.“

Der Herr hat ihnen zugehört, und da er er sie alle gleich liebte, groß wie klein, erfüllte er jedem einzelnen den Wunsch; und so wie er es tat, waren sie es zufrieden. Er machte die Erde eben und weit für das Pferd und dick und weich für den Maulwurf, daß er überall durchkam; machte genug Wasser auf ihr, daß die Fische Freude hatten, und machte sie auch voll spiziger Berge, wie sie der Adler liebte; und groß genug, daß die Mücken Raum hatten zu spielen.

Der Mensch aber sah, daß die Erde für sie alle gemacht war, er aber nicht gefragt worden war, wie er sie wünschte. Da wandte er sich mit Klagen an den Herrn und sprach: „Alle Geschöpfe hast du ge-

fragt, wie die Erde ihnen taugen soll, nur mich nicht. Da darfst du auch nicht erwarten, daß ich mit ihr zufrieden bin, da du sie doch gemacht hast, wie die alle sie wollen und nicht wie ich sie will!“

Der Herr aber entgegnete: „Du bist auch nicht gemacht, um an ihr dein Genüge zu haben. Hast du denn wie die Tiere die Augen zur Erde gewendet? Du sollst auf ihr zu Hause sein, aber der anderen Heimat, die du hast, gedenken. Dazu bist du da.“

Und seit damals geht der Mensch aufrecht.



Vor keinem Feind wird Deutsch-land kapitulieren.

Ein Volk hilft sich selbst. Darum opfere für das Kriegs-WHV.



„Armes Tierle — also dir schimpfen sie auch immer Rhinoceros!“


HILFSVERK
MUTTER
und Kind
WERDE MITGLIED DER NSV

Wer wirklich daran geht, das Leben von Mutter und Kind zu schützen, ist der Erfüller allen heldischen Kampfes.

ADOLF HITLER



Hilfe bei langjähriger **Bronchitis** und schmerzhaftem Husten:

„Seit etwa 20 Jahren habe ich jedes Frühjahr und Späthjahr an Bronchialkatarrh gelitten. In den letzten Tagen von 1937 auf 1938 hatte ich einen schrecklichen Bronchialkatarrh mit schmerzhaftem Husten. Da kam mir der Gedanke, rasch Ihre Dr. Boether-Tabletten zu besorgen. Nach 10 Tagen hatte ich eine so große Erleichterung, daß selbst meine Frau sich wunderte, die ja immer dagegen war und heute selbst Ihre Tabletten empfiehlt. Nach 3 Wochen war ich von meinem schmerzhaften Husten befreit und konnte wieder ruhig schlafen. Hätte ich früher davon erfahren, so hätte ich sicher viel Geld gespart.“ So schrieb uns Herr Johannes Heß, Rentner, Kornwestheim, Urbanstr. 11, 1. 6. 38. Qualender Husten, hartnäckige Bronchitis, chronische Verschleimung, Asthma werden seit Jahren mit Dr. Boether-Tabletten auch in alten Fällen erfolgreich bekämpft. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend, auswurffördernd, gewebefestigend. Zahlreiche schriftliche Anerkennungen dankbarer Patienten und zufriedener Ärzte! In Apotheken M. 1.43 und 3.60. Interessante Broschüre mit Dankschreiben und Probe kostenlos. Schreiben Sie an: Medopharm, München 16/B 54



mit Ihren qualenden Begleitererscheinungen wie Herzjucke, Schwindelgefühl, Ohrensausen, Nervosität, Zirkulationsstörungen, Gedächtnisschwäche werden durch **Antisklerosin-Tabletten** wirksam bekämpft. **Antisklerosin** ist ein unschädliches physiologisches Blutflüssigkeitsgemisch. Seit 30 Jahren ärztlich verordnet. Warten auch Sie nicht mehr länger auf! Packung 60 Tabletten M. 1.85 in Apotheken. Interessant illustrierte Druckschrift kostenfrei durch: Medopharm, München 16/K 54

Wingung Lotzbul!

107 Sorten

Hersteller: Loßbeck & Cie. Ingolstadt

Gründliche Hilfe gegen Rheumatismus, Hexenschuß und Gicht

Bei diesen Krankheiten ist es sehr wichtig, nicht nur vorübergehend die Schmerzen zu betäuben, sondern die Krankheit selbst wirksam zu bekämpfen. Hierfür hat sich seit mehr als 30 Jahren ein Mittel bewährt, das einfach und bequem in der Anwendung, billig im Gebrauch und frei von allen schädlichen Nebenwirkungen ist. Es hat vielen Tausenden durch wirkliche und dauernde Hilfe segensreiche Dienste geleistet. Sie sollen dieses Mittel selbst versuchen, ohne daß es Sie etwas kostet. Aber ehe ich Ihnen über die wohlthätige Wirkung des Gichtosint mehr sage, lesen Sie folgende Briefe:

Hohnhurf, Amt Kehl, 14. 1. 40.

Vor einiger Zeit machte ich eine Gichtosint-Kur und ich muß Ihnen mitteilen, daß ich, seit ich mit der Kur fertig bin, kerngesund bin. Ich kann deshalb Ihr

Puhlmann-Tee

mildert Husten,
löst Schleim,
auf die Lunge wohltuend.

Alle Apotheken führen ihn! Auch für Kinder!

Original-Packung zu RM —.93 und 1.54

Puhlmann & Co., Berlin O 112, Müggelstr. 25-25a, Abt. 214

Hämorrhoidalschm.

Juckreiz und Beschwerden werden behoben, die Knoten allmählich zum Abschwellen gebracht durch die **hautbildende, schmerz- u. juckreizstillend. Tutogensalbe**. 1/4 Schtl. RM 1.—, 1/2 1.50, 1/1 2.25 für tiefstg. Peilagenspositor. Schtl. RM 2.70 i. Apoth. Nachnahmeporto 50 Pfg. Prosp. d. Aileinhersteller: Tutogen-Laboratorium, Dresden 46/K 108/1



Wie Kopfschmerzen entstehen und wie sie verschwinden ...

Spalt-Tabletten auch diese Ursachen der Kopfschmerzen erfassen, erklären sich zum großen Teil ihre Erfolge bei Bekämpfung derartiger Kopfschmerzen. 10 Stk. 55 Pf., 20 Stk. 99 Pf., 60 Stk. RM. 2.42. Sie haben in allen Apotheken.



Tritt ein in die NSV.

Gichtosint jedem Kollegen bestens empfehlen. Mein Rheuma ist vollständig weg.

Theobald Meyer jr., Handelsvertreter.

Magdeburg-Friedrichstadt, Dessauer Str. 3, 22. 1. 40.

Sage Ihnen hiermit meinen innigen Dank, daß ich nach Gebrauch von 2 Packungen Gichtosint-Tabletten von meinen heftigen Schmerzen erlöst bin. Werde deshalb stets Gichtosint-Tabletten bestens empfehlen. Hermann Siotka, Stukkateur.

Solche Briefe besitze ich in überaus großer Zahl und alle sind Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit dafür, daß Gichtosint geholfen hat. Sie können kostenlos und portofrei eine Probe Gichtosint mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung erhalten, wenn Sie Ihre Adresse senden an: Max Dulz, Abt. Gichtosint, Berlin Nr. 522, Friedrichstraße 19.

Gichtosint ist in allen Apotheken zu haben.

Onkel August wird photographiert

In 4 Bildern von W. Siebert-Leman

